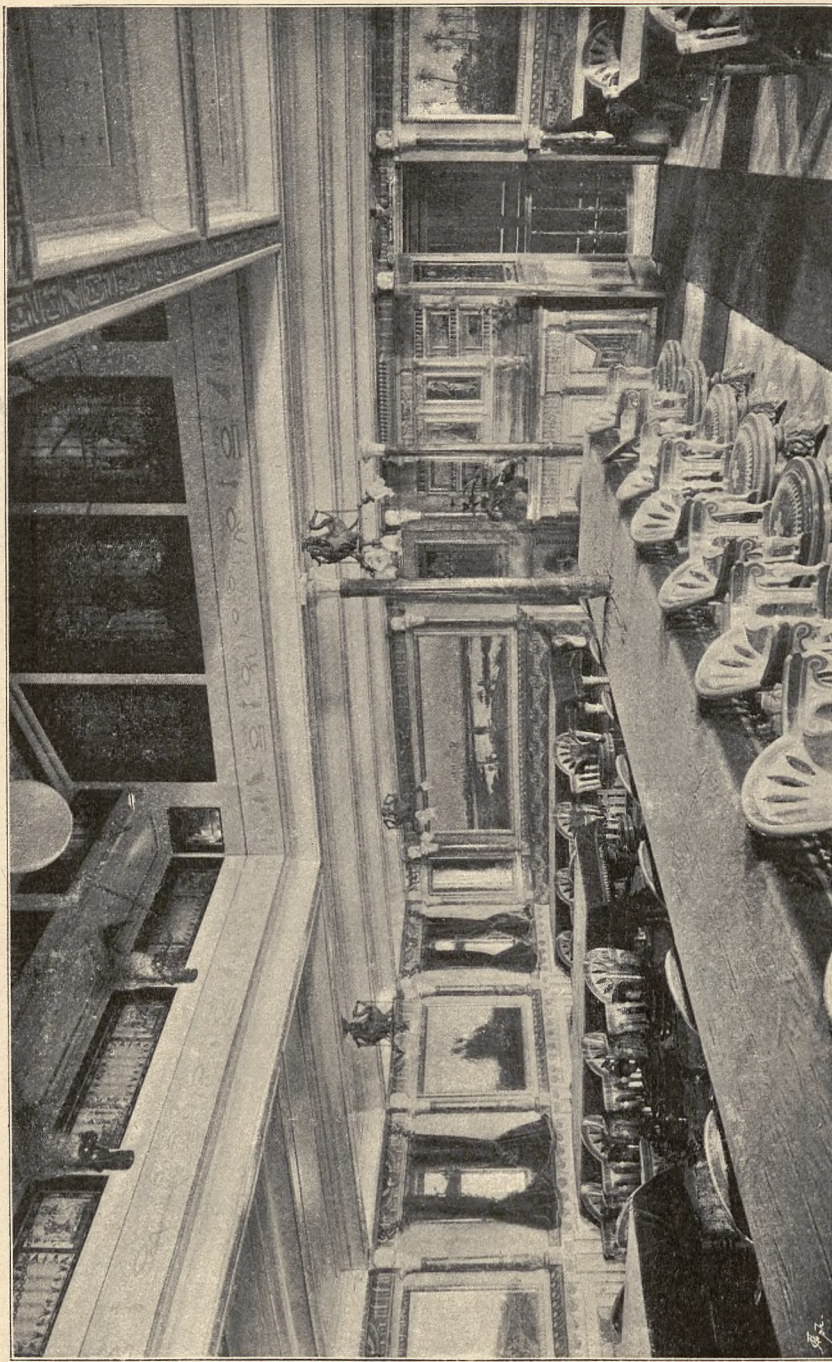


Totalansicht des Dampfers.

W. P. A.



Speisesaal des Dampfers.



Der österreichisch-ungarische Ausgleich.

Eine geschichtliche, staatsrechtliche und volkswirtschaftliche Studie.

Von Prof. Dr. I. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages.

Budapest.

(Fortsetzung.)

II. Der finanzielle Ausgleich.

Wir haben bereits angeführt, daß der ungarische Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 das Finanzwesen nur „insoweit als gemeinsam anerkennt, als die Kosten gemeinsam sind, welche zur Deckung der gemeinsamen Angelegenheiten verwendet werden“ (§ 16). Über diese Grenzen hinaus ergeben sich aus der Verpflichtung zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des unter habsburgischer Herrschaft stehenden unzertrennlichen Ländergebietes für Ungarn streng genommen keine weiteren Pflichten und Lasten gegenüber dem Gesamtbefitze des Herrscherhauses. Allein angesichts einer nahezu vierhundertjährigen Entwicklung und gegenüber den Ansprüchen und Bedürfnissen des praktischen Lebens hieße es absichtlich die Wahrheit verleugnen, wollte man behaupten, daß außer den im Gesetze taxative aufgezählten „gemeinsamen“ Angelegenheiten Österreich und Ungarn in keiner anderen Hinsicht irgendwelche gemeinsame Interessen besitzen. In diesem Sinne dachten und handelten auch die Gesetzgebungen vom Jahre 1867. Die ungarische Legislative bekennt offen (Gesetzartikel XII, 1867, § 52), daß „außer den im Gesetze ausdrücklich angeführten gemeinsamen Angelegenheiten zwischen Österreich und Ungarn noch andere öffentliche Angelegenheiten von großer Wichtigkeit vorhanden sind, deren Gemeinsamkeit zwar nicht aus der pragmatischen Sanction fließt, welche jedoch theils

im Hinblick auf die Lage aus politischen Rücksichten, theils wegen der Übereinstimmung der Interessen beider Theile zweckmäßiger im gemeinsamen Einverständnis als streng gesondert erledigt werden können“.

Nebst dieser weisen und klugen Politik zugunsten der eigenen Interessen hatten die damaligen ungarischen Gesetzgeber noch ein lebhaftes Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl gegenüber den Völkern in Österreich und erklärten (§ 54) in Übereinstimmung mit den Reichstagsadressen vom Jahre 1861 und 1865, daß der ungarische Reichstag bereit sei, „das, was ihm zu thun erlaubt sei, und was er ohne Verletzung der Selbständigkeit und der constitutionellen Rechte des Landes thun könne, auch über das Maß seiner gesetzlich vorgeschriebenen Pflicht hinaus auf Grundlage der Billigkeit und der politischen Rücksichten zu thun, damit unter jenen besonderen Lasten, welche das Verfahren des absolutistischen Systems angehäuft hat, nicht der Wohlstand der übrigen Länder Sr. Majestät und mit diesen auch jener von Ungarn zusammenbreche und die schädlichen Wirkungen der verfloffenen ehernen Zeiten abgewandt werden“.

Dieser Geist der Veröhnlichkeit und Gerechtigkeit, diese Sprache brüderlichen Wohlwollens und der Opferbereitschaft, dieser Muth des offenen Zugeständnisses, daß Österreichs etwaiger materieller Verfall auch den Wohlstand Ungarns vernichten würde — wie wohlthuend berühren sie heute angesichts der sinnlosen und verderblichen Selbstüberschätzung sowie des wüsten Parteigeschreies und des stürmischen Verlangens nach Trennung und Zerstörung aller Gemeinsamkeit zwischen Österreich und Ungarn auf finanziellem und volkswirtschaftlichem Gebiete!

Die ungarische Gesetzgebung ließ es jedoch nicht bei bloßen schönen Worten bewenden, sie bekundete ihre löbliche Gesinnung auch durch opferbereite Thaten, welche in ihren Folgen allerdings beiden Theilen zum Heile dienten. Nach eingehenden Verhandlungen mit Österreich traf Ungarn „als freie Nation mit einer freien Nation“ jene Vereinbarung hinsichtlich der Übernahme eines Theiles der österreichischen Staatsschulden. Dies geschah durch den ungarischen Gesetzartikel XV vom Jahre 1867, nach welchem Ungarn 30% der jährlichen Zinsen der damaligen österreichischen Staatsschulden auf sich nahm. Der darin fixierte Beitrag ist 30,338 000 fl., wovon 11,926.000 fl. in Silber zu bezahlen sind. Diese ständige Quote darf keine Abänderung erleiden; nur die Silbercourse riefen eine geringe Herabminderung hervor, so daß z. B. für das Jahr 1896 der Betrag 30,311.075 fl. ausmacht.

Für die Zukunft wurde festgesetzt, daß das Staatscreditwesen nur in solchen Fällen gemeinsam sein werde, wenn die beiden Staaten „unter den oberschwebenden Verhältnissen in ihrem eigenen Interesse es für zweckmäßig halten, ein neues Anlehen zusammen und gemeinsam aufzunehmen“. Der Beschluß hierzu muß jedoch von den Gesetzgebungen vorher in jedem einzelnen Falle besonders gefaßt werden, da namentlich Ungarn neuerdings erklärt (Gesetzartikel XII, 1867, § 57), daß „das Land ohne seine Zustimmung nicht mit Schulden belastet werden dürfe und es auch in Zukunft keine Staatsschuld für sich als bindend anerkennen werde, zu deren Aufnahme die gesetzmäßig und bestimmt erklärte Zustimmung des Landes nicht beigetreten sei“.

Während diese gesetzlichen Verfügungen sich auf die Vergangenheit bezogen und die aus der großen Staatsschuldenlast fließenden Übel für Österreich zu erleichtern suchten, haben andere Bestimmungen des ungarischen Gesetzartikels XII vom Jahre 1867 die zukünftigen finanziellen Leistungen der beiden vertragsschließenden Theile im Auge. Es handelte sich hierbei um die Deckung der Kosten für die als gemeinsam anerkannten Angelegenheiten, welche Kosten selbstverständlich von Österreich und von Ungarn gemeinschaftlich aufgebracht werden müssen. Die Festsetzung der Höhe dieser Kosten konnte nicht ein für allemal stattfinden, weil ja die jährlichen Erfordernisse ebenfalls keine gleichmäßigen sein können. Es mußte sonach Vorsorge getroffen werden, daß die jeweiligen Kosten in verfassungsmäßiger Weise bestimmt und festgestellt werden. Das geschieht jährlich durch die von beiden Staatsvertretungen entsandten Delegationen im Einvernehmen mit dem gemeinsamen Ministerium und mit der Genehmigung der Krone.

Aber auch die Frage bezüglich der Proportion, wonach der Beitrag zur Deckung der Lasten und Kosten für die gemeinsamen Angelegenheiten von beiden Theilen geleistet werden soll, erfordert eine eigene Regelung. Dieser finanzielle Ausgleich konnte schon deshalb nicht dauernd construiert werden, weil ja die Prosperität und damit die Leistungsfähigkeit der beiden Staaten ebenfalls keine stabile ist. Die wirtschaftliche Lage war im Jahre 1867 in Österreich und Ungarn eine sehr verschiedene, doch konnte vorausgesehen werden, daß im Laufe der Jahre diese Verschiedenheit erhebliche Veränderungen erfahren werde, welche dann auch in dem Verhältnisse der Verpflichtung zur Deckung der gemeinsamen Kosten gerechterweise Berücksichtigung und Ausdruck finden mußten.

Aus diesen thatfächlichen Umständen ergab sich die Nothwendigkeit, den finanziellen Ausgleich schon im Jahre 1867 zum Gegenstande eines besonderen Übereinkommens zwischen den Vertretungen der beiden Staaten Oesterreich und Ungarn zu machen. „Zu diesem Behufe entsendet der österreichische Reichsrath und der ungarische Reichstag gleich große Deputationen, welche unter Einflussnahme der betreffenden verantwortlichen Ministerien einen mit detaillirten Daten unterstützten Vorschlag bezüglich des erwähnten Beitragsverhältnisses auszuarbeiten haben.“ (Österreichisches Gesetz vom 21. December 1867 und ungarischer Gesetzartikel XII, 1867.)

„Diesen Vorschlag,“ so heißt es im letzterwähnten ungarischen Gesetzartikel (§ 20) weiter, „unterbreitet jedes Ministerium dem betreffenden Reichstage, wo derselbe ordnungsmäßig behandelt wird. Ein jeder Reichstag theilt seine Beschlüsse im Wege der betreffenden Ministerien dem anderen Reichstage mit, und die dergestalt zu bewirkenden Feststellungen beider Theile werden Sr. Majestät zur Sanction unterbreitet werden.“

„Sollten beide Deputationen sich über den Vorschlag nicht einigen können, so wird das Gutachten eines jeden Theiles beiden Reichstagen vorgelegt. Können jedoch beide Reichstage zu keiner Einigung gelangen, dann entscheidet die Frage Se. Majestät auf Grund der unterbreiteten Daten“ (§ 21).

„Die hinsichtlich der Proportion abzuschließende Vereinbarung kann sich bloß auf eine bestimmte Zeit erstrecken; nach Ablauf derselben findet neuerdings auf dieselbe Weise eine neue Vereinbarung statt“ (§ 22).

Im österreichischen Gesetze vom 21. December 1867, § 3, lauten diese Bestimmungen viel kürzer und stimmen auch in einigen Punkten mit dem ungarischen Gesetze nicht völlig überein. Es heißt daselbst: „Die Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten sind von beiden Reichstheilen nach einem Verhältnisse zu tragen, welches durch ein vom Kaiser zu sanctionierendes Übereinkommen der beiderseitigen Vertretungskörper (Reichsrath und Reichstag) von Zeit zu Zeit festgesetzt werden wird. Sollte zwischen beiden Vertretungen kein Übereinkommen erzielt werden, so bestimmt der Kaiser dieses Verhältnis, jedoch nur für die Dauer eines Jahres.“

Das österreichische Gesetz enthält also nichts von der Entsendung der beiderseitigen, gleich großen Verhandlungsdeputationen, dagegen weist es die wichtige Vorschrift auf, daß die fallweise Bestimmung des

Beitragsverhältnisses durch Se. Majestät „nur für die Dauer eines Jahres“ Geltung habe. Diese genaue Angabe hinsichtlich der Gültigkeitsdauer einer solchen allerhöchsten Entscheidung gibt der constitutionellen Behandlung und Lösung dieser Proportionsfrage eine größere Garantie.

Aus dem hier dargelegten, ziemlich verwickelten Vorgange bei der Festsetzung des Verhältnisses, gemäß welchem Österreich und Ungarn einzeln zur Deckung der Kosten für die gemeinsamen Angelegenheiten beizutragen haben, ersieht man zugleich die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, welche bei der Handhabung der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten der habsburgischen Monarchie sich überhaupt ergeben, die aber im besonderen bei der jedesmaligen Feststellung der Beitragsquote zu den gemeinsamen Kosten im verstärkten Maße entstehen. Die Geschichte der bisher dreimal stattgefundenen Feststellung dieser Quote liefert hierüber ebenso interessante als lehrreiche Beweise.¹⁾

Die beiden Gesetzgebungen vereinbarten hinsichtlich der Vorbereitung des Quotenvorschlages, daß jede eine Deputation von je 15 Mitgliedern (10 aus dem Abgeordnetenhaufe, 5 aus dem Herren-, respective aus dem Magnatenhaufe) zu entsenden habe. Diesen Deputationen stellen die Regierungen die erforderlichen Daten und Ausweise sowie sonst gewünschtes Material zur Beurtheilung der finanziellen Lage und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der beiden Staaten zur Verfügung.

Im Gesetze wurde auch die Zeitdauer für die jedesmalige Vereinbarung über die Beitragsquote nicht angegeben; es heißt nur im ungarischen Gesetze, daß die Quote „bloß für eine bestimmte Zeit“ festgesetzt werden solle. Nach bisherigem Ufus wurde jedesmal ein Termin von zehn Jahren angenommen und zwar von 1868 bis Ende 1877; die im Jahre 1876 eröffneten Verhandlungen konnten jedoch rechtzeitig nicht abgeschlossen werden, deshalb wurde der Termin im Jahre 1878 dreimal (bis 31. März, bis 31. Mai und bis 30. Juni) ver-

¹⁾ Für das Nachfolgende ist zu vergleichen eine Schrift des früheren ungarischen Handelsministers Béla v. Lukács: „Ausztia és Magyarorszag pénzügyei és adórendszere“ („Die Finanzen und das Steuersystem in Österreich und Ungarn“, Pest 1876); dann eine Studie des ehemaligen Staatssecretärs im ungarischen Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel Dr. Alexander v. Matkóvics „über die Quote“ („A quótáról“) in der „Magyar Gazdák Szemléj“ („Revue der ungarischen Ökonomen“, Budapest 1896); endlich: „Kvóta. Vámszövevényég. Bank. Irta Dr. Pap Dávid“ („Quote. Zollbündniß. Bank. Von Dr. David Pap“, Budapest 1896).

längert, so daß die zweite Periode eigentlich nur $9\frac{1}{2}$ Jahre (vom 1. Juli bis 31. December 1887) dauerte; die dritte Periode begann mit 1. Jänner 1888 und endigt mit dem letzten December 1897, muß also vor Ablauf dieses Termins erneuert werden.

Die Verhandlungen der von beiden Gesetzgebungen entsandten Quotendputationen, desgleichen die gesammte gesetzgebende Thätigkeit hinsichtlich der Bestimmung des finanziellen Beitragsverhältnisses stehen übrigens mit der Frage bezüglich der Wiedererneuerung des volkswirtschaftlichen Ausgleiches in keinem unmittelbaren Zusammenhange; diese Verhandlungen sowie die Feststellung der Beitragsquote sind gesetzlich vorgeschrieben, weil ja die Deckung der Kosten für die gemeinsamen Angelegenheiten unabweisbar erforderlich ist und selbst in dem Falle erfolgen müßte, wenn zwischen Oesterreich und Ungarn der gegenwärtig in Kraft stehende volkswirtschaftliche Ausgleich nicht wieder erneuert werden sollte. Die Quotenfrage als solche bildet sonach keinen integrierenden Bestandtheil des volkswirtschaftlichen Ausgleiches. Das Zusammenfallen der beiden „Fragen“ ist ein äußerliches, insofern die Beitragsquote wie der volkswirtschaftliche Ausgleich zur selben Zeit auf zehn Jahre festgestellt und seither immer wieder in derselben Dauer erneuert worden war. Der volkswirtschaftliche Ausgleich kann, die Beitragsquote hingegen muß erneuert werden. Selbst dann, wenn die beiden Legislativen sich über das Quotenverhältnis nicht einigen sollten und die Quote provisorisch durch Se. Majestät entschieden würde, müßten die Versuche zur Vereinbarung solange wiederholt werden, bis das Übereinkommen zustande käme. Daraus ist zugleich ersichtlich, daß der finanzielle Theil des Vergleiches mit dem staatsrechtlichen in engem Zusammenhange steht. Der erstere ist die Bedingung zur wirksamen Durchführung des letzteren.

Obgleich die Quotenfrage nach den bestehenden Gesetzen gelöst werden muß, so bleibt doch jedesmal eine ernste Schwierigkeit nach der Richtung zu bewältigen, in welcher Höhe des Beitrages zur Deckung der gemeinsamen Lasten jeder der beiden Staaten Oesterreich und Ungarn für den bestimmten Zeitraum verpflichtet sein solle. Die gerechte Lösung dieser Frage, wofür das grundlegende Gesetz keinerlei Directiven gibt, ist keine leichte Aufgabe, denn es handelt sich vor allem um die Feststellung der Basis, auf welcher das richtige Ausmaß der Beitragsleistung gefunden werden kann; ferner ist nicht nur die genaue Kenntniß des einschlägigen authentischen Materiales zur Beurtheilung der wirtschaftlichen und culturellen Kraft, Entwicklung und

Leistungsfähigkeit der beiden Staaten erforderlich, sondern es muß auch bei den beiderseitigen Quotendeputationen und Gesetzgebungen neben dieser Sachkenntnis das aufrichtige und unparteiische Interesse an dem Wohl und Gedeihen der beiden Theile der Monarchie vorausgesetzt werden sowie das innige Verständniß für die Sicherheit des habsburgischen Reiches und seine Machtstellung in der Reihe der europäischen Großmächte.

Die im Juli des Jahres 1867 von beiden Gesetzgebungen entsandten ersten Quotendeputationen hatten eine zweifache Aufgabe zu erfüllen, sie sollten nämlich außer der Bestimmung des beiderseitigen Beitragsverhältnisses bei Deckung der Kosten für die gemeinsamen Angelegenheiten auch noch die Frage erledigen, in welchem Ausmaße Ungarn sich an den Lasten der österreichischen Staatsschulden beteiligen solle. Diese beiden Angelegenheiten gehörten zwar principiell nicht zueinander, allein bei ihrer Erörterung wurden sie dennoch factisch nach denselben Daten, nach demselben Schlüssel und unter dem Einflusse gleicher Umstände behandelt.

Von dem fixierten ständigen Beitrage Ungarns zu den Jahreserfordernissen der österreichischen Staatsschulden war schon oben die Rede; wir gehen deshalb sofort auf die Verhandlungen, betreffend die erste Festsetzung der Beitragsquote für die gemeinsamen Angelegenheiten, über.

Hier erstand zunächst die Frage, auf welcher Basis die Berechnung der Beitragsquote erfolgen solle. Die ungarische Deputation machte unter dem 13. August 1867 den Vorschlag, das Beitragsverhältnis der beiden Staaten sei „auf Grund jener Ausweise festzustellen, welche der österreichische Staatsrechnungshof aus den Schlußrechnungen der Jahre 1860 bis 1865 angefertigt hatte, und aus denen sich erkennen ließ, in welchem Ausmaße während dieses Zeitraumes die Länder der ungarischen Krone thatsächlich zu den Centralauslagen des Reiches beigetragen haben“. Diesen Ausweisen zufolge hätte sich zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben für die beiden Staaten ein Beitragsverhältnis wie 74.948 (Österreich) zu 25.052 (Ungarn) ergeben.

Die österreichische Deputation acceptierte zwar im allgemeinen die Basis der ungarischen Berechnung, erhob aber eine Reihe von Einwänden gegen die Stichhaltigkeit der Daten sowie gegen die Zulässigkeit einzelner aufgenommener Posten. Nach der österreichischen Berechnung stellte sich das Verhältnis wie 72.936 zu 27.064. Allein

die österreichische Deputation gieng noch weiter. Sie proponierte, man solle von den historischen Daten überhaupt absehen und nur die Steuerfähigkeit zur Basis der Beitragsbestimmung nehmen, und zwar könnten hierbei bloß die directen Steuern als sicherer Maßstab dienen. Bei Annahme dieses Schlüssels ergab sich in der erwähnten Zeit die Proportion 66:5029 zu 33:4971. Diesen Mehranspruch an Ungarn suchten die Österreicher dadurch zu mildern, daß sie in Vorschlag brachten, das Erträgnis gewisser indirecter Steuergattungen solle gleich den Zöllen vor allem zur Deckung der gemeinsamen Kosten verwendet werden; nur der übrigbleibende Rest der Kostendeckung wäre nach dem obigen Verhältnisse zu begleichen.

Auf ungarischer Seite fanden die Vorschläge der österreichischen Deputation keine günstige Aufnahme, namentlich wurden die directen Steuern als Basis der Berechnung entschieden abgelehnt und daran festgehalten, daß allein die thatsächlichen Leistungen der letzten sechs Jahre als Grundlage einer gerechten Vertheilung der Beitragspflichten betrachtet werden können. In ihrer Erwiderung vom 14. September 1867 vertheidigte die österreichische Deputation ihren Standpunkt in geschickter Weise, ohne jedoch auf demselben starr zu beharren, vielmehr stellte sie folgende vermittelnde Propositionen auf:

a) Zur Deckung der gemeinsamen Auslagen soll vor allem das Plus der Grenzzölle verwendet werden, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte des Abzuges der Zolleinkünfte nach den Steuerrestitutionen für die exportierten verzehrungssteuerpflichtigen Gegenstände.

b) Das Beitragsverhältnis sei nach den directen und indirecten Einnahmen der Jahre 1860 bis 1865 festzustellen, nachdem vorher die Grenzzölle und jene Posten abgezogen werden, welche in den beiden Staaten auf verschiedene Art bestimmt und verwaltet werden, wie z. B. die Straßen-, Weg- und Brückenmauten, die Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten, die Bier- und Weinsteuer.

Auf Grund dieser Berechnungen stellte sich das Beitragsverhältnis für Österreich auf 68·96, für Ungarn auf 31·04%. Die österreichische Quotendeputation proponierte in runden Zahlen das Verhältniß 69 zu 31.

Der Vorschlag der österreichischen Deputation bot eine positive Grundlage, welcher die Ungarn keinen principiellen Widerspruch entgegensetzten; ja man kam zu einer erfreulichen Einigung, als in den Verhandlungen der beiderseits entsandten Subcomités die Vertreter Österreichs ihre obige Proposition dahin änderten, daß sie das Bei-

tragsverhältniß der beiden Staaten zu den gemeinsamen Auslagen auf 70 (Österreich) zu 30 (Ungarn) in Vorschlag brachten. Die ungarische Deputation acceptierte diesen Vorschlag in der Hoffnung, daß infolge der wiedererlangten Selbständigkeit die materielle Kraft des Landes während der zehn Jahre, für welche das Quotenverhältniß festgestellt wurde, sich heben werde, und in der gemeinsamen Sitzung der beiden Deputationen am 25. September 1867 wurden die folgenden Anträge der österreichischen Deputation zum Beschlusse erhoben.¹⁾

„In Betreff des Verhältnisses, in dem die beiden Reichshälften zur Deckung der Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten beitragen sollen, erklärt sich die Deputation der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder bereit, nachfolgende Bestimmungen dem Reichsrathe zur Annahme zu empfehlen:

1. Die Reinerträge der Zollgefälle werden als gemeinsam erklärt. Aus ihnen werden vor allem die Steuerrestitutionsen für die über die gemeinsame Zolllinie ausgeführten versteuerten Gegenstände bestritten, der Rest wird zur Deckung der Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten verwendet.

2. Zur Bestreitung der Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten, insoweit sie durch die Zolleinnahmen nicht gedeckt werden, tragen die Länder der ungarischen Krone 30%, die durch den Reichsrath vertretenen Länder 70% bei.

3. Die Bestimmungen gelten für die Dauer von zehn Jahren, d. i. für die Zeit vom 1. Jänner 1868 bis letzten December 1877.“²⁾

In das Beitragsverhältniß für Ungarn waren auch Croatien und Slavonien mit einbezogen, aber nicht die im Jahre 1867 noch nicht aufgelöste Militärgrenze. Als diese Auflösung und demgemäß die Einverleibung der Militärgrenzgebiete in die Länder der ungarischen Krone erfolgten, mußte auch die Beitragsquote Ungarns zu den gemeinsamen Auslagen eine Abänderung erfahren. Dies geschah im Jahre 1872, wonach vom 1. Jänner 1872 an aus der Summe der jährlich festzustellenden gemeinsamen Auslagen vor allem 2% als Beitrag der

¹⁾ Vgl. Lufács, l. c., S. 27.

²⁾ Diesem Beschlusse gegenüber überreichte der spätere ungarische Finanzminister Coloman v. Ghyczy ein Separatbotum, in welchem er die Bruttoeinnahmen aus den directen und indirecten Steuern als den getreuesten Maßstab zur Beurtheilung der Steuerleistungsfähigkeit des betreffenden Landes erklärte. Nach diesem Maßstabe würde das Beitragsverhältniß sich wie 28.052% (Ungarn) zu 71.948% (Österreich) herausgestellt haben.

Militärgrenze zu Lasten der Länder der ungarischen Krone in Abzug gebracht werden, worauf der verbleibende Rest nach dem angenommenen Verhältnisse (70 zu 30) zwischen den beiden Staaten aufgetheilt wird.

Bis Ende December 1877 war somit der gesetzliche Stand der Quote wie folgt festgestellt. Von den gemeinsamen Bruttoausgaben werden zunächst die eigenen Einnahmen der gemeinsamen Ministerien in Abzug gebracht.

Zur Deckung der verbliebenen reinen Erfordernisse dient in erster Linie nach Abzug der Verzehrungssteuerrestitutionsen das Plus der gemeinsamen Zollerträge.

Von dem Reste der Erfordernisse werden für die Militärgrenze 2% zu Lasten der Länder der ungarischen Krone abgezogen. Dieser 2%ige Abzug wird von Seiten Oesterreichs als ständig angenommen und ist unter der eigenthümlichen Bezeichnung „Militärgrenzpräcipuum“ bekannt.

Was dann noch als ungedeckte Erfordernissumme übrigbleibt, das wird von beiden Staaten nach dem Verhältnisse von 70 (Oesterreich) zu 30 (Ungarn) gedeckt.

Auf Grund dieser Abzüge und Berechnungen macht seit 1872 die Beitragsquote eigentlich für Oesterreich 68.6%, für Ungarn 31.4% der gemeinsamen Kosten aus.

An diesem Quotenschlüssel wurde seitdem festgehalten, und es besteht derselbe auch gegenwärtig in gesetzlicher Geltung, obgleich es im Laufe der letzten zwei Decennien an Versuchen zur Änderung des Beitragsverhältnisses nicht gefehlt hat. In einigen Punkten des finanziellen Ausgleiches von 1867 und 1872 fanden jedoch schon bei der ersten Erneuerung des Quotengesetzes im Jahre 1877 namhafte Änderungen statt, deren wir in Kürze gedenken müssen.

In erster Linie gab die Frage über die Auftheilung der Zolleinkünfte Anlaß zu eingehenden Auseinandersetzungen zwischen den beiderseitigen Deputationen. Schon im ungarischen Gesetzartikel XII, 1867, § 64, wurde der wiederholt erwähnte Grundsatz ausgesprochen, daß die aus den Zöllen fließenden Einkünfte zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben zu verwenden seien. Durch diese gesetzliche Vorschrift wurde die Frage der Beitragsquote mit der Frage über das gemeinsame Zoll- und Handelsgebiet in Verbindung gebracht, obgleich diese beiden Fragen, wie erwähnt, im Grunde weder einen staatsrechtlichen noch einen finanzpolitischen Zusammenhang aufzuweisen haben. Im Sinne des ungarischen Gesetzartikels XII, 1867 wird also die Summe

der Zolleinkünfte vor allem von der Summe der gemeinsamen Ausgaben in Abzug gebracht. Dieser Grundsatz kam dann auch im Quotengesetze seit 1867 zur Geltung, aber stets wurde er von Seite Österreichs angefochten und eine Abänderung verlangt; denn (so wurde schon im Jahre 1877 betont) Ungarn sei bei dieser Verfügung in den Verhältnissen seiner Quote (bis zu 31·4%) an den Zolleinkünften theilhaftig, während doch nach den wirklichen Zolleingängen ihm ein Antheil in dieser Höhe nicht gebühre. Es wurde dargethan, daß die in Österreich eingelaufenen Zolleinkünfte bei den Bruttoeinnahmen 86·3, bei den Nettoeinnahmen gar 87·6% betragen, während Ungarn nur mit 13·7, respective 12·4% an diesen Einkünften theilhaftig sei. Nun könne zwar nicht behauptet werden, daß der Ort der Verzollung mit dem Consumsort identisch sei; allein die Unverhältnismäßigkeit erscheine dennoch so groß, daß die Superiorität Österreichs zweifellos, seine Benachtheiligung bei der Gemeinsamkeit der Zolleinkünfte deutlich sei. Dem gegenüber machte man auf ungarischer Seite Folgendes geltend. Wenn aus den in Rede stehenden Berechnungen Consequenzen abgeleitet werden dürfen, so können diese nur von zweierlei Art sein. Entweder würden sie beweisen, daß der Consum Ungarns zu dem Österreichs wirklich wie 13 zu 87 sich verhalte, und dann würden die Länder der ungarischen Krone, welche 30% der Zolleinkünfte genießen, allerdings mehr bekommen, als ihnen gebührt. Da sie aber zugleich 30% zu den gemeinsamen Auslagen beitragen, so ist es klar, daß diese Belastung ihre Leistungsfähigkeit übersteigt und sie schwer schädigt. Oder aus jener Berechnung würde folgen, daß jene 13% nicht den gesammten Consum Ungarns in den betreffenden importierten Artikeln bezeichnen, sondern nur jenen Theil, welcher die vom Auslande direct bezogenen Artikel deckt. In dem Falle müßte jener Consum umso größer sein, der durch österreichische oder aus zweiter Hand durch Österreich vermittelte Artikel gedeckt wird, wodurch Österreich reichlichen Ersatz finden würde.

Seither haben sich die Importverhältnisse und Zollerträgnisse auch für den ungarischen Theil des gemeinsamen Zollgebietes erheblich gebessert. Das gesammte österreichisch-ungarische Zollgebiet importierte im Jahre 1894 (von edlen Metallen und Münzen abgesehen) Waren im Werte von 716,958.740 fl. Zieht man von der Gesamteinfuhr Ungarns im gleichen Jahre per 546,278.196 fl. die Einfuhr aus dem gemeinsamen Zollgebiete (Österreich und Bosnien) selbst mit 485,093.718 fl.

ab, so stellt sich heraus, daß Ungarn heute mit ungefähr 17% an der Gesamteinfuhr des Zollgebietes participiert.¹⁾

Besondere Schwierigkeiten machte die Frage der Steuerrestitutionen. In das Quotengesetz vom Jahre 1867 wurde, wie oben bemerkt, die Bestimmung aufgenommen, daß „die Steuerrestitutionen oder die Steuerrückvergütungen für die über die gemeinsame Zolllinie ausgeführten Gegenstände aus den Zollerträgnissen bestritten werden sollen“. Diese Rückvergütungen bezogen sich auf den exportierten Zucker, Spiritus und das Bier. Ungarn acceptierte damals die von österreichischer Seite mit aller Energie gestellte Forderung; aber man gelangte gar bald zur Erkenntnis, daß diese Zustimmung für Ungarn beträchtlichen Schaden zur Folge hatte. Das bewies die ungarische Quotendeputation im Jahre 1877 auf unwiderlegbare Weise. Die Benachtheiligung Ungarns betrug danach jährlich über eine Million Gulden.

Trotz dieser Nachweise wollte die österreichische Quotendeputation vom Jahre 1877 von einer Abänderung des Modus der Steuerrestitution nichts hören, ja sie machte die fernere Aufrechterhaltung der bisherigen Beitragsquote von der unveränderten Beibehaltung des Steuerrückvergütungsmodus abhängig. Und so ist im Quotengesetze vom Jahre 1878 dieser Modus grundsätzlich noch beibehalten; aber die Last der Restitution wird nicht mehr nach dem Verhältnis der Quote bemessen, sondern in der Weise repartiert, daß jeder Theil verpflichtet ist, aus den für die einzelnen Steuergattungen gemeinsam bezahlten Steuerrückvergütungen in jedem Kalenderjahre so viel auf sich zu nehmen, als das in diesem Jahre in den betreffenden Steuergattungen erzielte Bruttoeinkommen gegenüber dem Gesamtbruttoeinkommen beider Theile ausmacht. Als Bruttoeinkommen werden jene Steuersummen betrachtet, welche in dem betreffenden Kalenderjahre aus den fraglichen Steuergattungen (Bier-, Spiritus- und Rübenzuckersteuern) im Varen oder in Wechseln einfließen, nachdem die rückvergüteten Steuerbeträge subtrahiert worden sind.

Im Jahre 1887 wurden die Steuerrückvergütungen von den gemeinsamen Ausgaben gänzlich getrennt und die im Jahre 1878 (ungarischer Gesetzartikel XIX) getroffene Verfügung wörtlich in das Zoll- und Handelsbündnis aufgenommen, so daß die Frage der Steuer-

¹⁾ Vgl. die instructive „Denkschrift des niederösterreichischen Gewerbevereines über den Ausgleich mit Ungarn“ (verfaßt von Secretär Auspitzer), Wien 1895, S. 82.

restitutionen gegenwärtig formell weder mit den Zollerträgnissen noch mit den gemeinsamen Ausgaben in Verbindung steht. Selbst auf österreichischer Seite gesteht man zu, daß die anfänglich geltenden Verfügungen über die Steuerrestitutionen Ungarn nachtheilig waren, „da seine Fabrication und sein Export in den verzehrungssteuerpflichtigen Artikeln nicht so entwickelt waren, daß man 30% der Restitutionen mit Recht hätte Ungarn zur Last schreiben können“, und man erkennt heute auch in Österreich an, daß „die Repartierung der Verzehrungssteuerrestitutionen nach dem Umfange der Production, beziehungsweise nach dem Antheile an dem Ertrage der Verzehrungssteuern zweifellos die einzige gerechte Lösung der Frage ist“. ¹⁾

Große Schwierigkeiten bereitete bei den wiederholten Verhandlungen über die Quote das 2%ige Militärgrenzpräcipuum, welches im Jahre 1872 zwischen Österreich und Ungarn vereinbart und im ungarischen Gesetzartikel IV, 1872 gesetzlich festgestellt worden war. Auf ungarischer Seite wurde diese Bestimmung theils aus formellen Gründen, theils deshalb bekämpft, weil die Beitragsziffer für die Militärgrenze viel zu hoch angesetzt worden war. Die ungarische Quotendeputation vom Jahre 1877 suchte auf Grund der Gesamteinnahmen der ehemaligen Militärgrenze von 1872 bis 1875 darzuthun, daß das Präcipuum höchstens 0.68% der zu deckenden gemeinsamen Auslagen betragen könne. Auch die Deputation von 1887 fand das Militärgrenzpräcipuum um 1.2% zu hoch gegriffen.

Dem gegenüber erklärten die Österreicher beharrlich, dieses Präcipuum sei nicht zu hoch, denn mit der Entmilitarisierung der Grenze habe der ungarische Staatschatz einen Wäldercomplex erhalten, dessen Erträgnisse relativ größer seien als die Steuereinkünfte dieses Landstriches. Außerdem sei bei der Feststellung des Präcipuums nur der Beitrag zur Deckung der gemeinsamen Kosten in Betracht gezogen worden, nicht aber auch der auf die Militärgrenze entfallende Theil der österreichischen Staatsschulden. Zudem betrachtete man auf österreichischer Seite das Militärgrenzpräcipuum als einen unveränderlichen Satz, der von der periodischen Feststellung der Quote unabhängig sei und mit dem sonstigen Beitragsverhältnisse Ungarns in keine Verbindung gebracht werden könne. Überdies beruhe das Präcipuum auf einem gemeinsamen Übereinkommen und dürfe deshalb von keinem Theile einseitig abgeändert werden.

¹⁾ Vgl. die „Denkschrift des niederösterreichischen Gewerbevereines“, S. 81, 82.

Die ungarische Deputation negierte entschieden die Unveränderlichkeit des Gesetzartikels IV, 1872. Dieselbe bedeute eine Verletzung der Rechte der ungarischen Gesetzgebung. Jedes bestehende Gesetz könne unter Mitwirkung der legalen Factoren abgeändert oder aufgehoben werden. Die Beibehaltung der Sonderberechnung für die entmilitarisierte und einverleibte Grenze sei staatsrechtlich unstatthaft und unterliege auch in finanztechnischer Hinsicht großen Schwierigkeiten. Die Österreicher beharrten auf ihrem Standpunkte, gaben indes in dem Schlussprotokolle der gemeinsamen Sitzung vom 20. April 1887 folgende Erklärung ab: „Die Deputation des Reichsrathes hat jenen Wunsch der Deputation des ungarischen Reichstages, daß mit Beseitigung des im (ungarischen) Gesetzartikel IV, 1872 festgestellten Präcipuums für sämtliche Länder der ungarischen Krone eine einheitliche Beitragsquote festgestellt werden möge, nicht nur vom staatsrechtlichen Gesichtspunkte aus als berechtigt anerkannt, sondern sie ist auch zur Verwirklichung dieses Wunsches bereit, vorausgesetzt daß eine gesetzliche Garantie dafür geboten werde, wonach bei Beseitigung des Präcipuums nicht nur während der nächsten zehn Jahre, sondern angemessen dem jetzigen Zustande überhaupt den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern kein materieller Nachtheil erwachsen werde. . .“

Man hatte mit Recht angenommen, daß diese protokollarische Erklärung die leidige „Präcipuumfrage“ mindestens „principiell“ gelöst habe, und hoffte, die praktischen Schwierigkeiten werden sich ebenfalls beseitigen lassen. Denn auch die österreichischerseits verlangte „Garantie“ gegen eine etwaige Benachtheiligung Österreichs durch die Beseitigung des Präcipuums und die Vereinheitlichung der ungarischen Quote sind ja im Grunde auch heute schon vorhanden. „Sollte jemals,“ bemerkt das ungarische Renuntium vom 15. April 1896 ganz richtig, „der Fall eintreten, daß Ungarn bei der Festsetzung der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Angelegenheiten die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder materiell verkürzen wollte, worin würden die letzteren heute beim Bestande des Präcipuums jene Garantie finden, welche sie gegen eine solche Ungerechtigkeit schützt? Offenbar darin, daß das Beitragsverhältniß im Sinne des Gesetzes nur unter Zustimmung beider Staaten der Monarchie festgestellt werden kann, somit die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ihre Zustimmung einfach verweigern würden zur Feststellung einer solchen Quote, in welcher sie für sich eine Benachtheiligung erblickten.“ Dieses schon derzeit vorhandene Recht bliebe aber selbst dann

aufrecht, wenn die Ungarn belastende Quote in einer einzigen, auch das gegenwärtige Präcipuum in sich schließenden Verhältniszahl ausgedrückt würde, und so kann niemals die Gefahr eintreten, daß aus solcher Vereinheitlichung der Quote Ungarns für Oesterreich ein Nachtheil entstehe. Umso überraschender ist es, daß die dermalige österreichische Quotendeputation in ihren beiden Nuntien vom 25. März und vom 28. Mai 1896 nicht nur an dem Militärgrenzpräcipuum in seiner bisherigen Gestalt unverbrüchlich festhält, sondern auch hinsichtlich der principiellen Seite sich durch die Erklärung des Schlussprotokolles vom 20. April 1887 nicht für gebunden erachtet. Zudem bemerkt das österreichische Nuntium vom 28. Mai 1896, daß in Bezug auf die „Garantie“ leider auch jetzt jede sichere Bürgschaft gegen einen Oesterreich künftighin möglicherweise erwachsenden Nachtheil fehle, wenn die bisherige Methode bei Berechnung der Quote beibehalten werde.

(Fortsetzung folgt.)



Alpenschen und Naturfreude im deutschen Mittelalter.

Von Florian Hintner.

Laibach.

Wer an der Schwelle unseres wissensstolzen Jahrhunderts die vielgekrümmten Wege verfolgt, die zur Höhe unseres heutigen Naturempfindens hinaufführen, und das bunte Geflecht von Empfindungen und Stimmungen zu entwirren sucht, in denen unser moderner Cultus der Alpenwelt wurzelt, den will es manchmal bedünken, als ob eine ganze Welt uns trennte von der Vergangenheit früherer Jahrhunderte, als ob unsere gesammte Anschauungs- und Denkweise eine völlig umgewandelte sei, der nichts früher Dagewesenes auch nur im entferntesten gleichkomme.

Und andererseits, wer inmitten der Gährung, Zerrissenheit und Unruhe neuzeitlichen Lebens und Strebens steht, wer im bunten Wirbel unjerer Tage den neuen Geist um sich wehen fühlt, der uns so hastig vorwärts treibt in rastloser Arbeit, von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde, der muß sich Zwang anthun, wenn er bei diesem Rückwärtschauen eine gewisse lyrische Stimmung unterdrücken will, ein Gefühl der Wehmuth, als hätte die Vergangenheit doch ein Etwas besessen, das wir jetzt entbehren, ein Gefühl, das uns sagt: Unwiederbringliches habt Ihr verloren. Und gesegnet sei diese Sehnsucht, die

ihren Zauberschleier webt um eine Welt längſtverklungener Tage, in denen das unbefriedigte Gemüth alles das zu finden wähnt, was es in der Gegenwart ſo ſchmerzlich vermißt!

Dieſe beiden Empfindungen, einerſeits des Stolzes über die ungeheuren Fortſchritte modernen Denkens und Schaffens im Vergleich zur Vergangenheit, andererseits des Schmerzes, daß eine ſo ſelige, von dem ſchönſten Zusammenklange des äußeren und inneren Lebens getragene Zeit längſt entſchwunden iſt, ſind es beſonders, die uns bei einer objectiven Würdigung unſeres deutſchen Mittelalters hindernd im Wege ſtehen. Der Stempel einer ſo fernen Vergangenheit rückt die „helle, glänzende Sternennacht“ nur zu gern in einen höheren Bereich, und wir vergeſſen ſo leicht, daß, ſolange es Menſchen gegeben, auch dieſelben Neigungen und Abneigungen gewaltet haben, die nun einmal das Erbtheil des menſchlichen Blutes ſind, und daß vergangene Geſchlechter ebenſo in Luſt und Schmerz gejauchzt und geweint, ebenſo geſoffen und gelitten haben wie wir, daß ſich die Stärke des Empfindens nur abſtufte nach dem Grade der Bildung und nach der nationalen Eigenart der Völker.

Die treibenden Kräfte, welche die Cultur verändernd und umbildend auf eine immer höhere Stufe hoben, haben ihre Geſchichte, und Natursinn und Alpenfreude bilden eines ihrer anziehendſten Capitel. Der Natur mit ihren ewig beſtändigen und doch ewig wechſelnden Erſcheinungsformen kann der Menſch nicht aus dem Wege gehen. Sein ganzes Daſein hängt von ihr ab, ſeine phyſiſche wie ſeine geiſtige Eigenart wird durch ſie bedingt und beeinflußt. Aber das Naturgefühl, das Empfinden und Genießen des Naturschönen iſt wie alle Erkenntnis des Schönen erſt das Ergebniß vielverſchlungener und verwickelter Culturvorgänge. Während der ſchlichte Naturmenſch, der mit Bangen das Tageslicht erlöſchen und das Dunkel der Nacht hereinbrechen ſieht, die Natur mehr fürchtet als liebt und ihre Erſcheinungen auch wohl in ehrfurchtsvoller Scheu anbetet, ſucht der Culturmenſch den Schleier, der ihre Formen deckt, zu lüften und auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Erkenntnis und äſthetiſchen Genießens ihr inneres Weſen und ihre äußere Schönheit zu begreifen und zu enträthſeln.

Der Naturforſcher ſpürt ihren ewigen Geſetzen nach, um zu ergründen, was die Welt im Innerſten zuſammenhält, der Gläubig-Frome ſieht in der Natur nur ein Spiegelbild der Allmacht und Güte ſeines Schöpfers oder verſenkt ſich mit Innigkeit in das Leben und Weben des Alls, als deſſen Theil er ſich fühlt, und der Künſtler

jucht mit Farbe, Wort und Ton den Eindruck, den seine Seele empfangen, in einem Kleinbilde der Natur wiederzugeben. Der Freude an der Natur und ihren Gebilden kann und konnte wohl zu allen Zeiten kein gutgeartetes Gemüth sich entziehen; aber die Wirkung, die das Naturschöne ausübt, ganz zu begreifen oder anderen begreiflich zu machen, ist nicht eines jeden Sache und setzt eine nicht geringe Höhe von Geistes- und Herzensbildung voraus. Wohl liegt die Natur wie ein aufgeschlagenes Buch vor unseren Augen, aber wie viele Völker und Geschlechter der Erde sind über dieselbe hingewallt, ohne diese Reime zu verstehen! Nur wer eine reiche Gedankenwelt zur Welt der Naturerscheinungen in Beziehung zu setzen vermag, erkennt die wunderbaren Analogien des Menschengeistes mit dem Leben und Weben in der Natur und findet in ihrer Betrachtung Ruhe und Frieden, wenn sein Gemüth durch äußere oder innere Erfahrungen in Schwingung geräth.

Erst der auf einer höheren Stufe der Entwicklung stehende Mensch jucht die Natur um ihrer selbst willen und schwelgt bewusst im Genuße ihrer mächtigen Eindrücke, in denen er einen Wiederhall seiner eigenen Stimmungen und Empfindungen zu finden glaubt.

Unter den Völkern Europas gehören die Deutschen zu jenen, welche den poetischen Gehalt der Naturwelt am frühesten und am tiefsten erfajst und den Lebenssaft, der in dem Schatzhause der Natur quillt, erst eigentlich flüssig gemacht haben. Nicht umsonst spricht man von einem germanischen Geiste, vom naturfönnigen deutschen Gemüthe, dieser wunderholden Himmelsgabe, für die keine andere Sprache der Welt den treffenden Ausdruck gefunden hat.

Die rauhe nordische Natur mit dem langen Winter und dem schläfrigen Venze, mit dem grauen Himmel, der schweren, dicken Dunstluft, die wochenlang trübe, dunkle Tage bringt und ein heißes Sehnen nach Licht und Wärme weckt, mußte den Germanen in sein Inneres zurückweisen und seine Gedanken in die Tiefe seines Innenlebens hineinspinnen. Der daseinsfreundige Südländer findet in der farbensatten, lichtumflossenen Landschaft, in der Klarheit der Linien und in der Heiterkeit und freundlichen Helle nicht jenen geheimnisvollen Anreiz zum Träumen und sehnsüchtig-weichen Schwärmen, der für den Nordländer im Dunkel seiner Wälder, in den wallenden Dunstichwaden der Ebenen und im Nebelgeriesel der Berge, in dem Grau in Grau der atmosphärischen Stimmung und in dem häufigen Wechsel des Landschaftsbildes liegt. Mit dieser gesteigerten Gemüthsinnerlichkeit und Geföhlsinnigkeit der Germanen hängt aber das auf das engste

zusammen, was wir Natursinn nennen. Die schmerzliche Sehnsucht nach dem Frühling und die Freude über die endlich eintretende Wiederbelebung der Natur nach dem alles Leben ertödtenden Winter bilden seit den ältesten Zeiten den Grundton in der Naturanschauung der nordischen Völker.

Zu rauher Arbeit, zu fargem Genuße erzog die Natur den Germanen, aber sein Verhältnis zu ihr ist trotz alledem das herzlichste und innigste.

Auf blauer Bergeswarte, in der Felsenhöhle, im Flusse und im dunklen Schatten des Hains, auf dem belaubten Wipfel seiner heiligen Bäume suchte der alte Deutsche seine Götter. Im Rauschen der Baumkronen, im Geflüster der Blätter, im Wehen des Sturmes, im Klatschen des Regens und im Brausen des Wildbaches, im Innern der Felswand ahnt er ihre Nähe, hört er ihre Stimmen. Seine Götterlehre ist der Niederschlag einer religiös gestimmten, andachtsvollen, in Furcht und Liebe getauchten Naturbetrachtung. Mythe, Sage, Thierfabel — sie alle verrathen einen ichlichten, herzlichen Verkehr mit der Natur; ja selbst auf dem Gebiete des Rechtes begegnet uns in den herkömmlichen Gelöbnißformeln eine Fülle von Bildern aus dem Naturleben. Um die Unverbrüchlichkeit einer Abmachung zu besiegeln, verbreitet sich die Einbildungskraft über die weite Natur: das Versprechen soll gelten, so heißt es in solchen Formeln, „so lange die Sonne scheint und die Ströme fließen, so lange der Wind weht und die Vögel singen, so weit die Erde grünt und die Föhre wächst, so weit der Himmel sich wölbet“.

Wir müssen es uns versagen, dem duftigen Gewebe sinnvoller Mythen und Sagen nachzugehen, hinter welchen Naturvorgänge verschleiert sind, und brauchen kaum zu erinnern, daß gar manches unserer Märchen in seinem Kern echteste Naturdichtung, reinsten Naturmythus ist, übertragen auf menschliche Verhältnisse, wie sie eben dem kindlichen Volksgeiste naheliegend und verständlich sind. Wer vermöchte nicht die im Winter erstarrte, vom Sonnengotte wachgeküßte Erde zu erkennen in der Schildjungfrau Brunhild, die Odins Schlafdorn getroffen, und deren Brünne Siegfrieds Schwert durchschneidet, im Dornröschen, das der glückliche Königsjüngling mit dem Brautkusse weckt?

Solch ein Born reinsten Naturpoesie, wie er hier aus verborgenen Tiefen sprudelt, versiegt nie und bewahrt seinen Zauber, solange es fühlende Herzen gibt.

Wir haben gehört, wie diese tief innerliche Anlage der unvermischten germanischen Völker einerseits die Prägstätte gewesen, aus der

jene Wunderwelt hervorgieng, andererseits die Geburtsstätte herzlicher Zuneigung und innigen Interesses gegenüber der Natur geworden ist. Wenn wir uns nun fragen, ob sich schon im deutschen Mittelalter Anjäge und Spuren eines stimmungsvollen, empfindsamen, sinn- und genussfrohen Naturgeföhles und in besonderen eines Verständnisses für den Zauber der Alpenwelt finden, so können wir den ersten Theil der Frage nicht mit einem Nein, den letzten wohl kaum mit einem Ja beantworten.

Die Natur mit ihrem steten Wechsel der Erscheinungen, der unaufhörlich den Sinnen des Menschen sich einprägt, war auch dem mittelalterlichen Deutschen unentfliehbar, aber die Alpenwelt als solche mit ihren Schätzen und Herrlichkeiten blieb unerkannt und ungewürdigt, solange Auge und Sinn für das Erhabene in der Natur verschlossen waren. Diesem Zeitalter blieben die Alpen fremd; zwar zogen kriegerische und feindliche Scharen von Germanen dieselben Wege nach dem sonnigen Süden, die unter den Tritten der römischen Legionen gedröhnt hatten, aber was wir an diesen Gegenden bewundern und studieren, erschien unseren höhenflüchtigen Ahnen nur wild und menschenfeindlich; der Anblick der erhabensten Naturbilder ließ die sonst tiefgründigen und schwärmerischen Gemüther unbewegt, denn der Geist der Zeit war der Gebirgsnatur und ihrer Erforschung abhold. Zu den großen Wundern der Bergwelt hatte der Germane seinen Blick noch nicht erhoben, die romantische Schönheit der Alpennatur war noch nicht entdeckt. Wenn sich dessenungeachtet in der ältesten deutschen Volksdichtung — und die Poesie ist ja doch die erste und intimste Trägerin der Empfindungen eines Volkes — mehrfache Bezüge zu den Alpen finden, so liegt denselben eine ganz andere Auffassung der Natur zugrunde. Es ist nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie manche unserer alten Helden sagen auch den Eindruck der Natur, in der sie erwachsen, treulich bewahren und namentlich unseren Bergen eine eigenthümliche Weihe leihen. Wie in der Hegelingsage das Blasen des Nordwindes und das Rauschen der See zu spüren ist, so weht in der Amelunge die scharfe Luft des Gebirges. In hehrer Pracht schaut das Hochgebirge über die Scene herein und öffnet eine Welt von Wundern und Abenteuern, bald kühnen und ungeheuren, bald märchenhaft lieblichen.

Einiam „durch Wälder und Gebirge, zuthal die Felsenwand“ reitet Ortnit, um den Drachen zu suchen, von dem ihm geträumt. Die Sonne scheint eben über die Berge und durch die Wolken, als er auf eine Au kommt am Gartensee (Gardasee); da sprießen allenthalben

Blumen und süßer Klee, und laut erschallt der Vogelsang; ein Pfad, von kleinen Füßen getreten, führt ihn zum Brunnen und zur Linde, die 500 Rittern Schatten gäbe. Lange beschaut der Held den Baum, und mit Lachen spricht sein Mund: „Das weiß wohl Gott im Himmel, Du hast ein schönes Dach!“ Unter der Linde findet er, „gar artig ins Gras geschmiegt“, den schönen Zwerg Elberich, seinen Vater, dem viel Berg' und Thal' dienen, und der ihm aus der Esse im Berge glänzende Waffen bringt, darin der Jüngling fröhlich und kampflustig durch den grünen Wald reitet. Und „er ritt den Pfad zurücke hin an der Felsenwand, Und ritt viel wilde Pfade, daß er nicht Streitens fand“.

Im Gebirge oberhalb Trient in einer Felskluft erwachsen die Lindwürmer, die bald bis an die Burg zu Garten das Land verheeren: „Da wütheten die Würme vor Gier und Hungerqual, Alles war verloren in den Bergen und im Thal.“

Mit Horn und Hund reitet Ortnit hinauf „nach dem wilden Berg“, die Ungeheuer zu vertilgen. Dort findet er einen Ager mit einem Rosenhag; dort steht der Zauberbaum, darunter er entschläft; dort der hohle Berg, darin ein feenhaftes, wildes Weib, das den Baum bezaubert hat, ihn ein Jahr lang festhält. Nach manchen Kämpfen unterliegt er einem der Würmer, und der Wurm fährt über einen Baum „zu seiner Felswand jach“. „Er trägt ihn seinen Kindern in einen hohlen Berg, die saugen ihm das Blut aus durch das geschmiedete Werk.“

Auch Wolfdietrich, Ortnits Rächer, besteht viel Abenteuer in diesen Bergen. Eine feuerspeiende Viper verbrennt ihm den Schild vor der Hand, da springt er, die Flamme zu löschen, in den Gartensee. Zuletzt haut er dem Thiere das Haupt ab und wirft es in die Flut, die selbst davon entbrennt. Die Lindwürmer fällt er bis auf zwei, die für Dietrich von Bern aufbehalten bleiben. Dieser Held zieht früh schon nach den Bergen, deren Höhe er anstaunt: „Höher Berg' ich nimmer sah bei allen meinen Zeiten!“ (Dietr. Drachenf. 9.) Lindwürmer bezwingt er dort und Riesen, die sich Bäume zur Wehr ausreißen, geradewie des geschichtlichen Theodorich Grenzherrzog dort die wilden Nachbarvölker erjagen soll.

Von jener Seite kommt auch der riesenhafte Jüngling Eck nach Bern gelaufen, sich mit Dietrich zu messen: „Hinlief der Starke; wie einen Leopard sah man ihn in weiten Säzen in den Wald springen, seinen Helm hörte man unablässig aus dem Walde her klingen, wie

eine Glocke thut: wo ihn ein Ast berührte, dort antwortete er mit Klänge, das Wild fuhr empor von dem Tone, die Stimmen der Vögel wurden mannigfalt, als er sie störte. Sein Schild wollte nie zu klingen aufhören, Vögel und anderes Gethier hielten an den Wegen und schauten seine geschwinde Fahrt."

Als er hört, daß der Berner in die Gebirge von Tirol geritten, eilt er sogleich wieder von dannen. Die Leute, die an den Zinnen liegen, gaffen ihm nach, wie er an der Etzsch hinauf in die Berge geht. Er läuft an diesem Tage noch bis Trient und wird von da auf den Berg Ranis (Konsberg in Südtirol) gewiesen, wo er und Dietrich sich schlagen (Eck. 53—55), daß der Wald raucht (eb. 126). Ebenso reitet der Mordrecke Heime der Lieder, nach einem grimmigen Drachen gleichen Namens so benannt, südwärts über das Gebirge, um sich mit dem Berner zu messen. Am reichsten erschließt sich aber der Zauber des Gebirges, als die Helden den kleinen König Luarin oder Laurin auffuchen, der die Schwester Dietleibs von Steier in seinen hohlen Berg entführt hat. Sie kommen zum Rosengarten, der mitten im Gewilde Tirol erblüht, dann zu dem Anger voll heller Blümlein und duftender Obstbäume, voll Vogelsangs und spielenden Wildes. Dietrich meint im Paradiese zu sein; so überrascht den Wanderer oft im rauhesten Gebirge ein grünes Thal oder hoch auf Felsen ein üppiges Beet von Alpenrosen oder südliches Wachstum zwischen himmelanstrebenden Bergwänden. Die Helden kommen weiter, im Mondenscheine reitend, zu den hohlen Bergen, die von Spiel und Tanz der Zwerge wiederhallen. Und wenn die goldene Schelle gezogen wird, öffnet sich der Berg, und sein leuchtendes Gestein erhellt fernhin den nächtlichen Wald.

Als Ortnit in der Burg zu Garten seine Hochzeit feiert, da läßt plötzlich im Kreise der Ritter und Frauen Elberich, der Bergkönig, sich schauen; seine Krone schimmert von Karfunkeln, und eine Harfe rührt er in süßen Tönen. So ist in die Heldensage der Berggeist sichtbar herabgestiegen und läßt in ihr seine wundervollen Lichter und Klänge spielen.

Und ebenso wird der Rosengarten zu Worms blutig von den Kämpfen der Helden, der Wasgenwald, der Odenwald, der Speffart erschallen von ihrer Jagdlust. Ein Wanderer in den Vogesen dürfte wohl noch jenen malerischen Felsenhorst entdecken, den Wasgenstein, der im Walthariliede eine so große Rolle spielt: „Da ragen in der Öde zwei Berg' einander nah, Und eine Höhle liegt zwischen ihnen da. Von zweier Felsen Gipfeln ist überwölbt die Schlucht, Anmuthig,

grasbewachsen, doch oft von Räubern besucht.“ (Walther und Hiltgunt VI.) Von mächtigem Felssthron ließ die treue Hiltgunt ihre Blicke schweifen und durchspähte „die Länder und die Gauen in mondhellcr Nacht“.

So lockend die Aufgabe wäre, Land und Gebirge unserer Alpenheimat mit offenem Auge für alles, was von deutscher Sagenpoesie darauf abglänzt, zu durchwandern, die Rosengärten und Drachenselsen, die Kriemhildensteine, Siegfriedsbrunnen und Brunhildenbetten u. s. w. aufzufuchen, so wenig von fühlender Naturauffassung und lebenswarmer Empfindung werden wir finden. Die Naturbetrachtung, der wir hier begegnen, ist eine rein mythische. Der Reiz des Hochgebirges lag für das Geschlecht jener Zeiten nicht in den Formen und Farben, in Licht und Luft, in der schwindelnden Höhe und der schaurigen Tiefe; Pflanzenleben und Wolkenzug, Dämmerung und Abendsonnengold, blaue Zinnen und glühender Firnschnee, schwellende Matten und smaragdene Seen sind noch nicht Objecte des ästhetischen Genießens. Dafür bevölkerte die Phantasie die Berge mit ihren Geschöpfen und erfreute sich erst an diesen. Der Dämon sog die Landschaft in sich auf. Wie der Grieche statt des Flusses den Flußgott, statt des leuchtenden Flammballs den herrlichen Helios schaute und sein Auge statt des rieselnden Bächleins nur die Umrisse eines schönen nackten Wasserweibes erblickte, so sah der deutsche Volksglaube in den Schluchten und Höhlen der Alpen nur Wohnungen von Zwergen und Riesen und feenhaften Frauen. Lindwürmer und feuerblasende Vipern stürzen daraus hervor. Erdmännlein fliehen vor seinem Tritte oder springen ihm hilfreich bei, bald holde, friedliche Geschöpfe, bald neidische Plagegeister in Nebelkappen, diebisch und lüstern. Des Nachts sieht er die Elben im Mondenschein auf den Wiesen ihre Reigen aufführen, morgens erkennt er die Spur im sprühenden Thau, und auf sonnüberfluteter Klippe sitzend, kämmen die Nixen ihr langes Haar oder tauchen mit wunderherrlicher Brust aus dem kochenden Silbergebrodcl des Bergstromes. Drinnen aber im erhabenen Felsenbau ahnt der Mensch einen unermesslichen Reichthum von Schätzen, eine unerschante Fülle von Glanz und Prunk. Ein Schein, taghell, geht von dem edlen Gestein aus, das im Berge liegt, und leuchtet durch den Wald. So beseelt unser sagenbildendes Geschlecht die umgebende Alpennatur und bevölkert sie mit einer Welt von lebensvollen, menschenähnlichen und übermenschlichen Gestalten. Wenn es wahr ist, was Wischer sagt, daß die Mythologie das Augenaufschlagen über die Wunder der Natur ist, so ist die deutsche Helden-

sage in der That ein glänzendes Zeugnis des mächtigen Eindruckes, den die Natur auf den Germanen der Wanderzeit übte, des innigen Interesses, mit dem er die Vorgänge in der Natur belauschte und menschlich deutete. Dafs er das Furchtbare und Todbringende vor dem Anmuthig-Reizvollen auffafste, dafs den Kern seiner Naturbetrachtung zunächst ein dumpfes, ahnungsvolles Gefühl gegenüber den erhaltenden und zerstörenden Naturkräften bilden mußte, wer wollte dies auffällig finden?

In der That begegnen wir fast überall nur dem Eindrucke des Schreckhaften und Gefährlichen, den die Alpen zurücklassen. „So groß ist auch das Großartigste nicht in der Natur, dafs es wirken könnte, wo die Gemüthslage nicht darauf eingerichtet ist.“¹⁾ Und so vermochte die zaubervolle Schönheit der Alpennatur in den Menschen jener Zeit fast nur Angst und Bangen, aber keinerlei Lustgefühl zu wecken. Nur zum Kampfe ziehen die Helden der Sage in die Berge, nicht zur Lust, und für die Natur als solche sind sie blind; die Alpen strahlten dem Germanen eben das wieder, was er selbst an Geist, Gemüth, Stimmung in sie hineinlegte:

„Sich selbst nur sieht der Mensch im Spiegel der Natur,
Und was er sie befragt, das wiederholt sie nur.“

Rückert.

Die schönste Landschaft aber entbehrt des Reizes, wenn nicht des Menschen Empfinden sie übergoldet.

Haben wir im Vorausgehenden den Germanen der Wanderzeit das anheimelnde Gefühl der Alpenschönheit und das nachempfindende Verständnis dieser uns so trauten Welt summarisch absprechen müssen, so darf man daraus nicht den allgemeinen Schluß ziehen, dafs unser modernes Interesse an der Schönheit der Natur unseren mittelalterlichen Voreltern gänzlich fremd gewesen und unser heutiges Naturgefühl ein wesentliches Kennzeichen unseres eigensten Geisteslebens, eine ausschließliche Errungenschaft der letzten zwei Jahrhunderte sei, von der das Mittelalter auch nicht die leiseste Ahnung gehabt habe. Wie eine tief innerliche und herzliche Naturfreude, bewußte und andachtsvolle Naturbetrachtung, ein gemüthvolles Sichvertiefen in ihre Schönheit, ein andächtiger Aufflug zur Gottheit und ein geheimnisvolles Zueinanderklingen von Natur- und Seelenstimmung auch im Empfindungsleben der mittelalterlichen Deutschen zu finden ist, wie die Brücke, welche sich aus dem classischen Alterthum in die Tage Rousseaus, Lord

1) Blicher, Kritische Gänge (Neue Folge) V, S. 182.

Byrons und Goethes herüberspannt, auch in die Tiefe des Mittelalters ihre Pfeiler sendet, dies nachzuweisen ist, wenn die Kräfte reichen, unsere Aufgabe.

Unter schweren Wehen wurde das Mittelalter geboren. Das Alterthum hatte sich überlebt, seine schöpferische Kraft war gebrochen, es sank hinab ins Meer der Vergangenheit wie die Sphinx, nachdem ihr Räthsel gelöst war. Wohl könnte es scheinen, daß in den Wirrsalen, welche die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mit sich brachten, in dem ungeheuren Weltbrande, der hereinzubrechen schien, um einen neuen Völkerfrühling heraufzuführen, das Alte ganz aufgezehrt und alles mit einem Schlage neu geworden sei; aber ohne Übergang führt sich keine Culturepoche ein; das Neue besteht immer in einer Verquickung und Steigerung schon vorhandener Momente, verbunden mit neu hinzuströmenden, die sich naturgemäß ans Alte anschließen. Auch das christliche Mittelalter hat seine Quellflüsse, von denen der eine in Judäa, der andere in Hellas entsprungen ist. Und es verleugnet diese doppelte Wiege nicht.

Auch die Entwicklung des Naturgeföhles steht unter dem Banne griechisch=römischer und hebräischer Anschauungsweise. Der alttestamentliche Gegensatz zwischen Gott und Welt, Schöpfer und Schöpfung trieb auch in germanischen und romanischen Landen bald seine Blüten. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters!“ . . . „Lass, was irdisch ist, dahinten, schwing Dich über die Natur!“ In diesem und ähnlichem Tone mahnt der Evangelist Johannes. Aber auch im Schnürleib von Weltflucht, von Verzicht auf irdisches Glück, irdische Freude und irdischen Genuß hatte die köstliche, heitere Daseinsfreude nicht aufgehört zu schlagen. Nicht immer wurde die schöne Welt wie ein verlockendes Blendwerk des Bösen, wie ein verführerischer, gleißender Schein, unter dem wie der Wurm in der Frucht sich die Sünde birgt, geflohen. Auch aus dieser verwilderten Zeit leuchtet das Frühroth einer neuen Ära, und gar manches, was sich von sentimentaler Naturbeachtung aus dieser Zeit findet, zeugt vom feinsten Sinn für das Materische in der Natur und weist bereits weit zu unseren Zeiten herüber, obgleich es noch fest im christlich=theologischen Römerthum wurzelt. Wie weit der Sinn für Naturschönheiten bereits gieng, zeigen uns Männer wie Apollinaris Sidonius, Cassiodorus, Venantius Fortunatus, die jene bedeutjame Verschmelzung von Heidenthum und Christenthum, von Germanen= und Romanenthum in ihrer Persönlichkeit aufs getreueste widerpiegeln.

Wie der Huldblick der scheidenden Sonne ruht auf dem letzten der genannten Schriftsteller der ganze Abglanz des untersinkenden römischen Schriftthums. Er ist die wohlthwendigste Erscheinung in dieser dumpfen, schweren Zeit, wo im Frankenlande die Merowinger sich an Grausamkeit und Blutdurst gegenseitig zu überbieten suchten. Sein tiefer Sinn für Naturbetrachtung und sein ungeschminktes Ergötzen an den Reizen der Landschaft sind aus einer Reihe von landschaftlichen Schilderungen zu ersehen, die durch ein günstiges Geschick auf uns gebracht wurden. Da finden sich lange Schilderungen des Frühlings, die im wesentlichen zwar rein decorativen Charakter tragen, aber doch manchen poetischen Zug enthalten. So schildert er einmal den Eintritt dieser Jahreszeit mit den Worten: „Wenn die Erde vom Eise befreit ist, schmückt sich das Feld mit buntem Rasen . . . der schattige Baum erhält aufs neue sein grünes Laubhaar, es schwillt die Rebe, die Bienen summen, die Vögel nisten . . . und alle Wonne kehrt der Welt zurück.“ (VI, praef.) Ihm ist der Venz die Zeit, wo „zarte Weilchenbeete purpurn den Ager schmücken, die Wiesen grünen . . . und die Blumen auf dem Rasen die leuchtenden Augen lachend aufschlagen, jeder Baum mit seinem Laube Beifall rauscht, der Vogel zu seinen Liedern zurückgerufen wird, der in Winterkälte verstummt war.“ (III, 9.) Einen heißen Sommertag schildert eine andere Stelle: „Selbst im Walde ist kein Kühl zu finden, und auf brennendem Wege verschmachtet der Wanderer beinahe, nach Schatten und kühlem Trunke sich sehnd; endlich rauscht die Welle des krystallinen Baches, fröhlich eilt er dorthin und streckt sich nieder und bettet seine Glieder in dem weichen Rasenkissen.“ Lust am Schildern paart sich mit aufrichtiger Liebe zur Natur, wenn uns (3. B. III, 13) Fortunatus an die Ufer der Garonne oder des Rheins führt oder des Schlosses des Nicetius an der Mosel Erwähnung thut:

„An des Gebirges Hang frogt breit und erhaben ein Hügel,
 Und aufrichtet das Haupt ragend das Felsengestad,
 Über den Felsvorsprüngen erhebt wild siruppige Scheitel
 Und fest herrschet umher himmelaufstrebend die Höh' . . .
 Gold lacht Ackerfeld, mit grünenden Saaten bekleidet,
 Und es erlabt sich der Blick, schweifend, an saftigem Grün.
 Rings umgürten die Höh' dreimal zehn schützende Thürme;
 Wo einst starbte der Wald, Bauten errichtet' er da . . .
 Strebend erhebt der Palast sich kühn auf marmornen Säulen,
 Schauend im Sommer den Kahn wogen daher in dem Strom . . .
 Struppige Höhe hat er umkleidet mit saftigen Reben . . .“

(III, 12.)

Prächtigt und stimmungsvoll ist die Naturschilderung aus Anlaß seiner Moselfahrt von Metz nach Andernach am Rhein (X, 9), die überall von schärfster und eingehendster Beobachtung des Landschaftlichen und von feinem Sinn, die bezauberndsten Reize aufzudecken, zeigt. Über verborgene Klippen führt den Dichter der Weg:

„Höher im engeren Thal hebt da die Welle das Haupt.
Dahin reißt Stromschnelle das Boot und treibet es rasch durch,
Schon trank fast das Gefäß schäumender Wellen Gischt...
Glücklich entkam ich jedoch, und ich schaute das lachende Blachfeld
Wieder, und, Wellen entflohn, streif' ich an lieblicher Flur...
Dann durch Höh'nvorsprünge und des Thals anmuthige Höhlung
Nimmt abwärts zu der Saar ruhigen Laufes der Fluß.“

Begeisterte Worte widmet er der Stadt Trier, der Zeugin entschwendener Macht:

„Ringsum bieten dem Blick mit dräuenden Gipfeln sich Berghöhn,
Wo zu den Wolken hinan steigt das schroffe Geklipp.
Allwärts siehst Du die Höhn umkleidet mit grünenden Nebeln,
Und sanft fächelnde Luft spielet der Rant' im Gelock.
Dicht in Zeilen gepflanzt in das Schiefergestein ist der Nebstock,
Und an die Brauen des Bergs zieht sich begrenztes Geländ,
Anbau lacht aus starrendem Fels schmuck Pflanzen entgegen,
Selbst in der Bläße des Steins röthet die Traube sich hold...
Hier einsammelt die Ernt' der gefärbeten Traube der Winzer,
Selber am Felsabhang hänget er, lesend die Frucht:
Solcherlei Augenweiss ward mir und die Speisen zum Mahle,
Als ich im Rachen hierher fuhr durch das liebliche Land.“

Und so könnte man noch ein Duzend Stellen beibringen, die alle sein sinniges Verständnis für landschaftliche Schönheit, sei es im Kleinen und Zarten, sei es im Erhabenen eines weiten Rundblickes und stolzer Bergeshöhe, und sein bedeutendes Talent zeigen, die empfangenen Eindrücke mit warmen Worten zu schildern.

Man nennt Venantius Fortunatus wohl den letzten römischen Dichter, aber in Wahrheit gehört er dem Mittelalter an, jener Zeit, da Germanen- und Christenthum sich mit römischem Geiste vermählen.

Und es darf uns nicht wundern, wenn Fortunatus Denken und Fühlen von germanischem Geiste durchsättigt ist: im Lande der Veneter in der Gegend von Treviso geboren, hatte dieser Südländer jenseits der Alpen am fränkischen Hofe seine zweite Heimstätte gefunden, und die innigsten Beziehungen knüpften den nachmaligen Bischof von Poitiers an eine herrliche deutsche Frau, die man wohl die edelste und reinste Gestalt des fränkischen Reiches zu jener Zeit nennen kann, an Radegunde, die unglückliche thüringische Königstochter, die den Sturz ihres

väterlichen Thrones erleben und die Gattin des blutbefleckten Siegers Clotar werden mußte, aber vor der Roheit und Grausamkeit des Wüftlings nach Poitiers flüchtete, sich zur Nonne weihen ließ und ein Kloster gründete. Eine edle Frankenmaid machte sie zur Äbtissin des Klosters, und als der Weg Fortunat in die Nähe der beiden Frauen führte, fanden diese drei Menschen solches Wohlgefallen aneinander, daß ihre Lebenswege bis zu Radegundens Tode sich nimmermehr trennten. Germanenland, Germanenfrauen haben dem Fortunatus das Herz gestohlen, und die Tiefe seines Naturempfindens weist in die germanische Welt herüber.

Aber bald breiten sich wieder Schatten über die literarische Thätigkeit wie über Denken und Empfinden. Der Naturfönn ermattet und verflacht. Kaum heben sich die Gestalten eines Isidorus und Beda, mit ihren gleich betitelten Werken „Von dem Wesen der Dinge“ auf römischen Vorbildern fußend, von dem düsteren Untergrund jener traurigen Zeit merklich ab.

Sinniges, idyllisches Behagen klingt leise aus der zarten, weiblich gestimmten, träumerischen Seele des berühmten Angelsachsen Alkuin, der sich in seinem „Streit des Frühlings und des Winters“ an den kindlich harmlosen Römer Vergil anlehnt. An die alte Fabel der Vergilianischen Ecloge erinnernd, aber mit einem guten Stück echt germanischer Frühlingsfreude verwoben, ist das Gedicht eine wundervolle Schilderung der schönen Zeit, „wo hoch in den Zweigen der Kuckuck ruft, wo in bunten Farben das Gras die Erde kleidet und die Nachtigall unermüßlich im gelbrothen Mäusedorn singt, unseren Sinn fesselnd mit wechselnden Weisen“. Das stille Glück des genüßsamen Mönches malt in niedlicher Weise sein empfindungswarmer Abschied von seiner Zelle: „O meine Klosterzelle, Du meine geliebte Behausung, lebe nun wohl auf ewig! Von allen Seiten rahmt Dich ein mit rauschenden Ästen der Baum, ein Wäldchen, immer bedeckt mit blütentragendem Laube; Wiesen mit heilbringenden Kräutern werden immer um Dich blühen; Flüsse gürten Dich von allen Seiten ein mit blumigem Ufer, wo der Fischer frohlockend seine Netze spannt; Deine Mauern duften von obsttragenden Ästen durch die Gärten hin, weiße Lilien sind mit rothen Rosen gemischt; jede Art von Vögeln singt dort das Morgenlied und preist mit Gesänge den Schöpfer.“

Und solche Stimmung beseelte wohl viele von den deutschen Mönchen, die in tannenwaldumhegtem Klosterlein lebten, wenn ihr Blick aus der dumpfen, dunklen Zelle hinaussehste in den freien, schönen

Gottesgarten mit seinem Lichte und seiner Wärme, mit seinen Farben und Tönen; und wenn auch der Grundaccord ihrer Empfindungen Andacht und Dank gegen den Schöpfer gewesen sein mögen, der stete Verkehr mit der Natur, wie ihn die harte Culturarbeit jener Zeit mit sich brachte, mußte jene Empfindung in edlen Gemüthern erwecken, welche sich aus idyllischer Freude an den Eindrücken einer schlichten Landschaft und dem stillen, frommen Sinnen der Weltabgeschiedenen zusammensetzt. Und bei mancher Klostergründung mag die schöne Lage als mitbestimmendes Motiv im Spiel gewesen sein, wie schon das Sprüchlein sagt: „Bernhard liebte das Thal, Benedict jedoch wählte sich Berge.“ („Bernardus valles, montes Benedictus amabat.“)

Am literarischen Himmel des Nacherer Mnsenhofes Karls des Großen strahlte neben Sternen erster Größe ein bescheidener, aber von nicht minder hellem Glanze, der Franke Angilbert. Auch in seinen Schilderungen sprüht Fortunatische Lebensfülle, und er weiß einen volleren Ton anzuschlagen als die meisten seiner Zeitgenossen. Mit lebhaften Farben und malerischem Sinn schildert er den Wald und Park von Nachen und die glänzende Jagd, welche der mächtige Kaiser daselbst mit seinem Gefolge abhält.

Einen nicht minder ehrenvollen Platz unter den karolingischen Literaturgrößen nimmt der spanische Gothe Theodulf, Bischof von Orleans, ein. Leicht und humorvoll schildert er den Kampf der Vögel (IV, 7 u. 8), lebendig und farbenprächtig malt er uns das Paradies.

Ein wahres Cabinetsstück idyllischer Kleinmalerei ist der vielgelesene „Hortulus“ („Das Gärtchen“) des Walahfried Strabo aus Reichenau. Die stille, in sich gesättigte Genügsamkeit des fleißigen Klosterjärtners, der ein Vergnügen daran hat, das Feld im Frühling umzugraben, von den Messeln zu säubern, den von Maulwürfen durchwühlten Boden zu ebnen, der mit nie rastender Sorgfalt die Pflänzlein hegt und pfllegt, sie vor Regenguß und Sonnenbrand schützt und sich freut, wenn das Beet sich ganz mit zarten Pflänzchen kleidet, und wenn Wellendes sich wieder belebt, ist seit Ovidius' Zeiten schöner wohl nicht dargestellt worden. In einem anderen, an den Laien Ruodbern gerichteten Gedichte schildert er in ziemlich schwerfälligen Hexametern die Schwierigkeiten und Gefahren einer Alpenreise; die Nachstellungen der Feinde, die Unbilden des Wetters, die unsäglichen Beschwerden des Weges lassen freilich keinen rechten Sinn für die Gebirgsschönheit aufkommen; auch hier ist, wie wir oben bei den Heldenjagen, welche

die Wellen der Völkerverwanderung ans Land gespült haben, feststellen mußten, ein gelinder Schauer das beherrschende Gefühl, in das nur selten ein Tropfen Bewunderung sich mischt. Außerst zart und gefühlvoll ist ein Gedicht im sapphischen Versmaße, in dem er, von namenlosem Heimweh erfaßt, sich nach der maienwonnigen Rheinlands-sonne und dem freien, lichtumronnenen Eiland von Reichenau sehnt.

Ein Mönch des Klosters Prüm, Wandalbert mit Namen, schildert am Eingange eines größeren Werkes in recht anmuthender Weise die Thätigkeit des Landwirthes, Feld- und Gartenbau und das Vergnügen, für welches diese Zeit eine oft bis zum Wahnsinn gesteigerte Liebe besaß, die Jagd.

So sehen wir, daß stilles Genügen und sinnige Freude an den Reizen der Natur und an den einfachen Genüssen und Beschäftigungen des ländlichen Lebens in der Klosterzelle des deutschen Mittelalters nicht minder zuhause sind als Bibelstudium und classische Gelehrsamkeit.

Aber so anmuthige Blüten eine schwermüthige und tiefgründige Naturbetrachtung in den lateinisch geschriebenen Schriftwerken der altdeutschen Zeit getrieben hat, so wenig Belege eines irgendwie ausgeprägten Natursinnes finden wir in der gleichzeitigen deutschen Literatur dieser Zeitperiode. Nur wenig bietet ein geschmackloser Verseschmied in einer Schilderung des Paradieses, die sich an die Zeilen von „Muspilli“, dem Weltbrand, angeschlossen hat; mehr enthalten schon die wenigen Worte des „Wessjobrunner Gebetes“, dessen erstes Stück der Eingang eines heidnischen sächsischen Gedichtes ist, das vom Anjange der Dinge handelte. Es lautet:

„Daß vernahm ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Daß Erde nicht war noch der Himmel darüber,
Daß kein glänzender Stern noch die Sonne leuchtete,
Noch der Mond noch das herrliche Meer.“

Damit stimmt so ziemlich ein altes isländisches Lied überein, in welchem es heißt:

„Einst war das Alter, da Ymir lebte:
Da war nicht Sand, nicht See, nicht salz'ge Wellen.
Nicht Erde fand sich noch Überhimmel:
Gährender Abgrund und Gras nirgend.
Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.“

Wer vermöchte hier die Freude am Dasein nicht zu sehen, das mitfühlende Entzücken an den „hellen Sternen“ und dem „herrlichen Meer“?

Meeresrauſchen und Quellgerieſel vernimmt man in einer gereimten Weltbeſchreibung in deutſchen Verſen, „Merigarto“ (Meergarten) betitelt, von welcher 120 Verſe erhalten ſind. Der geiſtliche Verfaſſer, ein Oſtfranke aus der Würzburger Gegend, der ſein Gedicht im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts geſchrieben haben dürfte, erzählt wohl von allen möglichen und unmöglichen Gewässern und Gebirgen der Welt, welche die Länder voneinander ſondern, vom großen Meere im Weſten des „Wendelſees“, das die Schiffe, die hineingerathen, feſthält, von den wunderbaren Quellen Italiens, die verſchiedene Gebreſten heilen oder ſonſtige wunderbare Wirkungen hervorbringen, aber von einer irgendwie ſtimmungsvollen Wiedergabe dieſer Dinge iſt keine Spur zu entdecken, geſchweige denn von landschaftlichem Natursinn oder einer Erfaffung des Charakters der geſchilderten Länder.

Auch die erſte Behandlung der Thierſage fällt ins 10. und 11. Jahrhundert; die alten Frankenſitze am unteren Rhein ſind wahrſcheinlich ihre Heimat. Wie die lateiniſche Dichtung des kältingiſchen Zeitalters gern bei gemüthvoller Betrachtung des Pflanzenlebens verweilt, ſo finden wir in dieſem Sagenzweige eine ſinnige Beobachtung der Thierwelt, ein kindlich theilnehmendes Verweilen bei ihren individuellen Verſchiedenheiten, bei ihren Eigenheiten, Fehlern und Tugenden, jene harmloſe Stellung zu den Lebeweſen der Natur, mit welchen ſich der Menſch ſo zuſagen auf Du und Du ſtellt, indem er ſeine eigenen Schwächen und Wünſche den Thieren andichtet und ſchließlich jeden Unterſchied zwiſchen ſich und dem Thier verwiſcht. „Alter Waldgeruch weht uns im deutſchen Thiergedichte an,“ wie Grimm ſagt; dies muß jeder fühlen, der dieſe Dichtung mit naivem Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat.

Das Zeitalter der Kreuzzüge, das erſte Blüthezeitalter der deutſchen Poeſie, ſpinnt dieſe Fäden weiter. Eine neue Welt erſchloß ſich den deutſchen Kreuzfahrern, die Wunderwelt des Morgenlandes erſtrahlte vor ihrem ſtaunenden Auge. Alles, was ſie an Menſchen, Gegenden, Pflanzen und Thieren trafen, war neu, überrafchend, wunderbar. Umſo auffallender iſt es, wenn die literariſchen Niederſchläge zum großen Theile weit entfernt ſind, die geſchauten Wunder mit ſtarker Empfindung für das Naturschöne widerzuſpiegeln. Nicht häufig werden helle Begeiſterung und Entzücken über die Landſchaft laut, und wenn es vorkommt, daß einmal die Freude ſich Luft macht, geſchieht es in den allgemeiſten und dürftigſten Ausdrücken; als der Schauplatz der chriſtlichen Glaubensſage zieht das Land die Kreuzfahrer weit mehr

an denn als ein von der Romantik der Fremde unspannener Ort, in dessen Reize man sich versenken, dessen Schönheit man studieren und beschreiben könnte.

Was uns von Schilderungen des gelobten Landes oder anderer fremder Gegenden bei den Geschichtschreibern und Chronisten der Kreuzzüge begegnet, ist meist das nüchternste geographische und mythologische Wissen; den volltönendsten und farbenprächtigsten Landschaftsbildern fehlt noch jener stimmungsvolle Hauch von Poesie, die über der natur schildernden Prosa eines Humboldt liegt. Immer sind es in erster Linie der Reichthum, die Fülle und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Landes, welche die Berichterstatter entzücken; Männer wie Wilhelm von Tours, Burkhard von Monte Sion, Berdiccas und Phokas sind wohl begeistert von den Wasserwerken und Obstpflanzungen von Antiochien und Tyrus, von den Weiden und Gärten des Libanon, von den Olivenhainen von Gethsemane und den paradiesisch prangenden Feldweiten von Tripolis und Esdrelon, aber nur selten genießen sie die Schönheit des dunkelblauen Meeres und den linden Wellenschlag des Orontes oder der kastalischen Quelläche, den Zauber des kalten Mondlichtes und das flutende Märchengold der Abendsonne. Ganz ausnahmsweise erfaßt sie die Größe und der Schauer der Gebirgseinjamkeit oder die lustathmende Welt, die sich an der Grenze von Schnee und Eis ausbreitet.

So nähert sich Phokas wenigstens der Erkenntnis der Schönheit des Gebirges, wenn er vom Libanon sagt: „Er trägt den Schnee auf seinem Haupte wie Locken; seine Thäler sind mit Pinien, Cedern und Cypressen bekränzt: schön anzusehen und ganz kalt gleiten Bäche aus den Spalten und Thälern ins Meer hinab, und der frisch schmelzende Schnee gibt die Krystallhelle den fließenden Wässern.“ Wir sehen, der ästhetische Standpunkt dieser Schriftsteller ist kein besonders hoher; überraschtes Wohlgefallen an den Herrlichkeiten der fremden Welt, staunende Berechnung der Fruchtbarkeit des Landes und der daraus entspringenden wirtschaftlichen Vortheile, fromme Begeisterung für die heiligen Stätten, aber von einer wirklich gefühlvollen Wiedergabe der neuen Eindrücke, von eigentlich landschaftlicher Naturfreude keine Spur.

Raum lebhafteres Interesse bekunden die gleichzeitigen Reisebeschreibungen, soweit sie die Alpen betreffen. So stetig die geographische Kenntniss dieses Gebirgszuges zunimmt, so wenig kann von einem ästhetischen Genuße der Alpenschönheit eine Rede sein. Nur nebenbei erwähnen fränkische Geschichtschreiber, wie Gregor von Tours

und Fredegar, besondere Naturerscheinungen in den Alpen; so weiß Fredegar vom plötzlichen Auftauchen einer heißen Quelle im Thuner-See zu erzählen, und Gregor von Tours gedenkt des großen Bergsturzes am Dent du midi (oberhalb der Einmündung der Rhone in den Genfersee) im Jahre 563 und sieht in dem schreckhaften Ereignis das Vorzeichen eines anderen Unheiles, der Pest, die wirklich bald darauf über Gallien hereinbrach.

Auch Berichte von Alpenfahrten finden sich, nachdem Karl der Große einmal die große politische Brücke von Italien nach Deutschland hinübergespannt hatte; Kirchenfürsten wie Majolus von Clugny und Hanno von Köln, ein Bernhard von Hildesheim, ein Aribert von Mailand traten bereits Pfade, die nicht ein jeder von uns ohne Herzklopfen wandelte, aber für die Schnee- und Gletschermwelt, für Gebirgsgliederung und Thalbildung vom Standpunkte physikalischer Beobachtung — von ästhetischer ist schon gar nicht zu reden — haben sie kein Wort; die heute vielbetretenen Könige der Berge, wie Ortler, Glockner, Jungfrau und Montblanc, finden gar keine Erwähnung, denn sie haben für das praktische wie wissenschaftliche Leben jener Zeit keinen Wert.

Beredte Schilderung finden nur die Mühen und Gefahren solcher Besteigungen, namentlich zur Winterszeit.

Eine liebliche Dase in dieser Wüste und ein verspäteter Nachhall Fortunatischer Naturschilderung ist die schwungvolle Schilderung des berühmten Engpasses der Veroneser Klause in lateinischen Versen von einem Dichter, der sich Günther der Liguriner nennt. Über diesen Versen athmen wir ein wenig auf: die sprudelnden Schaumkämme des in der Tiefe brausenden Stromes spritzen uns ins Gesicht, die feuchte Luft der verrufenen Felsenklamm, in der damals nur Mann für Mann sich vorwärts bewegen konnte, der Gletscherwind der wolkenhohen Alpen wehen uns an. In seiner Anschaulichkeit erinnert dieses dem 12. Jahrhundert angehörnde Gedicht fast an die besten Zeiten deutscher Alpenschilderung; und doch, ein ästhetisches Verständnis der Romantik in der Alpeennatur könnte ihm nur ein übertriebener Lobredner zuerkennen.

Alle übrigen Berichte über Alpenreisen bis herab zum Ausgange des Mittelalters sind dust- und farblos, wie die dürrn Pilgerreisenberichte eines Pfinzing, Ulrich Leman oder Dietrich von Schachten. Der Schönheitsfimmel der Zeit ist noch nicht entwickelt genug, um die Größe der Gebirgswelt zu fassen, um die hohen Schneeriesen sich näher zu rücken, sie ästhetisch zu bewältigen. Auch der Stil ist wenig ent-

wickelt; „grausam“ und „erschrecklich“ sind die Epitheta, welche sie den Bergen beilegen. Lieblich und lustig erscheinen diesen Bergfahrern nur die hellen Grasanger der Thäler; nur was dem Heimatlichen ähnlich ist, wird bewundert, umso mehr wenn man es zwischen schneestarrenden Himmelspfeilern eingezwängt findet. So schreibt der Ulmer Predigermönch Felix Fabri, welcher zwischen 1480 und 1483 über die Alpen aus dem Oriente zurückkehrte, in seinem dritten „Evagatorium“ mit anschaulicher Breite: „Obgleich nun aber die Alpenberge selbst furchtbar und starrend von der Kälte des Schnees oder vom Sonnenbrande erscheinen und sich bis zu den Wolken erheben, so sind doch die Thäler unter ihnen anmuthig, fruchtbar und reich an allen Genüssen der Erde wie das Paradies. Dort wohnen Menschen und Thiere in größter Menge, und fast alle Metalle werden in den Alpen ausgegraben, besonders Silber. Von solchen Reizen umgeben, leben die Menschen in den Bergen, und die Natur entfaltet da solch blühende Pracht, als wenn Venus, Bacchus und Ceres da ihren Thron aufgeschlagen hätten. Nie würde ein Mensch, der die Alpen aus der Ferne beschaut, es glauben können, daß so reizprangende Paradiese unter ewigem Schnee und auf Bergen zu treffen sind, auf welchen beständiger Winter und nie schmelzende Eisfelder starren.“ Etwas wortkarger läßt sich die Beschreibung einer Fahrt des Pfalzgrafen Alexander von Zweibrücken und des Grafen Johann Ludwig von Nassau über die Gegend von Zürich, Rapperschwyl und Wesen am Wallensee aus: „Daselbst ist das rechte Schweizerland, hat wenig Dörfer, sondern hie ein Haus, dort eins, aber hübsche Wiesen, viel Vieh und sehr hohe Berge, darauf liegt Schnee, so vor Christi Geburt soll gefallen sein, der ist härter denn kein Fels.“ Ein anderer athmet ordentlich auf nach der Herzbeklemmung, in die ihn die schrecklichen Berge versetzt hatten, und begrüßt die „schön ebene“ Landschaft des Lechfeldes, während ein dritter, ein gewisser Schickhart, sich, vom Brenner sprechend, in dem schlechten Witz gefällt: „Er hat uns aber nicht sehr gebrennt, diemeil wir wegen des Eises und sehr tiefen Schnees, auch greulich kalten Windes gar keine Hitze empfunden.“

Doch genug davon. Das Naturgefühl jener Reisenden wird sich über den nüchternen Nützlichkeitsstandpunkt nicht erhoben haben; prosaisch trocken, fast jedes poetischen und gemüthlichen Hauches entbehrend sind ihre Berichte.

Es ist wie ein Trunk aus frischem Quell, wenn man von den schwerblütigen, angstbekommenen Zeilen der mittelalterlichen Orient-

und Alpenpilger weg sich zu den lebenswarmen, heiter-wonnigen Versen der mittelhochdeutschen Volks- und Kunstdichtung wendet, in der das innerste, reinste, edelste Herzblut des deutschen Volkes strömt. Gar bald ersehen wir, daß die alte innig-schlichte Naturliebe doch noch nicht ganz erstorben ist, daß die altbekannten herzlichen Töne doch nicht ganz verklungen sind. Wer vermöchte sich dem Reiz der wortkargen, aber kühngestaltenden Schilderung, der markigen Charakterzeichnung, dem hohen sittlichen Geiste des Nibelungenliedes zu verschließen, wer dem anmuthsvollen Zauber der ewig jungen, harmonisch ausklingenden Kudrundichtung?

Und doch, wer auf eine reiche Ausbeute an Naturbildern hofft und lebhaftere Schilderungen landschaftlicher Eindrücke erwartet, der wird sich ziemlich enttäuscht durch die vielen Abenteuer dieser beiden Epen hindurcharbeiten. Es gibt kaum ein Epos in der Weltliteratur, das so karg in Zeit- und Ortschilderung wäre wie das Nibelungenlied; kaum als Rahmen spielt die Natur eine bemerkenswerte Rolle. Geradezu dürftig erscheinen Zeitangaben wie die folgenden: „Es war am siebenten Morgen, als zu Worms am Rhein einritten die viel Kühnen“ (Ab. II); „an einem Pfingstmorgen zogen sie heran“ (V); oder: „vor des Abends Nahen, als sank der Sonne Licht und es begann zu kühlen“ (X); oder: „der Tag war zu Ende, sie fanden Ruhe da, bis man den lichten Morgen von neuem scheinen sah“ (XXII); oder: „der Tag war zu Ende, es kam heran die Nacht“ (XXX). Fast ein auffallender Aufwand von sinnlicher Ausdrucksweise ist es schon, wenn es von Gunther heißt: „Da mußt' er hangen bleiben die Nacht bis an den Tag, bis der lichte Morgen durchs Fenster warf den Schein“ (X).

Nicht individueller sind die Ortschilderungen: „Vom Rheine sie durch Hessen mit ihren Helden ritten nach dem Sachsenlande“ (III); „auf einem Berge fand er eine Burg gelegen“ (VIII); „als über die Traun sie kamen bei der Enns aufs Feld, da sah man aufgerichtet Hütten und Gezelt“ (XI); oder: „wo noch ein Kloster steht und der Sun mit Brausen in die Donau niedergeht, in der Stadt zu Passau, da saß ein Bischof“ (XXI); oder: „in einem weiten Ballas, der war gar wohlgethan, vor dem die Donau unten die Flut vorübergoß“ (XXI); oder: „eine Stadt liegt an der Donau im Osterreicherland, die ist geheißn Tulna“ (XXII) u. s. w.

Nicht einmal die Erzählung von der Jagd und der Ermordung Siegfrieds, in der sich doch, wie Scherer sagt, „das höchste Vermögen deutschen Volksgefanges aufthut“, entwickelt in Bezug auf

Landschaftliche eine erhebliche Empfindungswärme. „An einem kalten Brunnen,“ heißt es, „verlor er bald den Leib... da ritten sie von dannen in einen tiefen Tann... da ließ man herbergen bei einem Walde grün vor des Wildes Wechsel die stolzen Jäger kühn, als sie da jagen wollten auf breitem Angergrund... man hörte wiederhallen den Berg und auch den Tann... auf einem schönen Ager saßen ihrer genug... vor des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast... der Brunnen war lauter, kühl und auch gut... der Ager von den Schlägen erscholl im Wiederhall... da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann... die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß“ (XVI). Von sympathetischer Naturanschauung, welche die Natur mittrauern und zum Spiegelbild menschlicher Regungen werden läßt, welche den Blumen, Bäumen und Bergen ein mitempfindendes, mitlagendes Herz leiht, nicht die leiseste Spur! Wie hoch überragen in dieser Beziehung die poesievollen Naturmärchen von Adonis und Hyacinthos, ja selbst die altnordische Sage von Balder unsere deutsche Iliade!

Auch von der echt germanischen Freude an der Thierwelt gibt das Epos nur spärliche Zeugnisse; der wilde Falke, von dem Kriemhilde träumt, den ihr zwei Aare zerzausen, die zwei wilden Schweine, die auf Siegfried einstürmen, und die zwei wilden Harnel, denen gleich die Helden durch den Alee laufen, sind fast die einzigen Vertreter der Thierwelt, die uns begegnen.

Ein Hauch von Naturgefühl weht durch manche der bildlichen Wendungen des Epos; häufig sind metaphorische Beiwörter wie: rosenroth, feuerroth, goldroth, schneeblass, schneeweiß, rabenschwarz, heiß fließend, stahlhart, sturmkühn, sturmmüde, wegmüde u. s. w. „Ihr schönes Antlitz wurde vor Freuden rosenroth“ (IV); „es war in gleicher Weise den Degen allbereit von schneeblasser Farbe das Ross und auch das Kleid“ (VII); „diese Ritter trugen, wie wir hören, von rabenschwarzer Farbe ein reich gewirktes Kleid“ u. s. w.

Von außerordentlicher Zartheit sind die Gleichnisse von der lieblichen Kriemhilde: „Da kam die Minnigliche, wie das Morgenroth tritt aus trüben Wolken... wie vor den blinkenden Sternen der lichte Mond dasteht, dessen Schein so lauter aus den Wolken geht, dem gleich stand jetzt Kriemhilde vor anderen Frauen gut“ (V); dasselbe wirkungsvolle Bild kehrt wieder, als Kriemhild sich Brunhilden gegenüber ihres Mannes rühmt: „Siehst Du, wie er da so herrlich vor allen Recken geht, wie der lichte Vollmond vor den Sternen thut!“ (XIV.)

(Fortsetzung folgt.)



Jan Matejko.

Von Dr. Josef Dernjaë.

Wien.

Es war in den Sechzigerjahren. Das zweite französische Kaiserreich stand auf dem Gipfelpunkte seiner Macht. In der Malerei Frankreichs glänzten ein Baudry und ein Cabanel, ein Moreau und ein Gérôme und ein Tony Robert Fleury neben einem Gustave Courbet und einem Puvis de Chavannes. Die Richtungen, welche sie repräsentierten, waren die antike Formenschönheit, gepaart mit koketter Sinnlichkeit und durchglüht von der Wärme des natürlichen Lebens; die Wandmalerei im Stile der Renaissance bei etwas verschwommener Zeichnung und verblasstem Colorit; das in allen Außerlichkeiten der Antike getreue, in der Empfindung durchaus moderne und behufs ausgiebiger Kitzelung der erschlafften Nerven der Weltstadt mit einer hinreichenden Dosis von Wollust und Grausamkeit versezte „Sittenbild des classischen Alterthums“; das nüchterne Conterfei der gegenwärtigen Historie und der Naturalismus von der strengsten Observanz mit dem Cultus der „gemeinen Wirklichkeit“. Diese Richtungen schienen auf den ersten Anblick wenig miteinander gemein zu haben. Sie führten aber doch sammt und sonders auf einen ihnen allen gemeinsamen Ausgangspunkt zurück, den „Realismus“ Paul Delaroches, in welchem die Naturtreue eines Géricault, die Farbenfreude eines Delacroix und der Idealismus eines Ingres sich gegenseitig durchdrungen hatten. In Deutschland, dessen Kunst schon zu Beginn der Vierzigerjahre einen Zug zum Malerischen unverkennbar hervortreten ließ, und wo nachher die Bilder Gallaits und de Vieſves einen förmlichen Umschwung von der idealistischen zur realistisch-coloristischen Darstellungsweise herbeigeführt hatten, zählte die letztere namentlich in Düsseldorf und Berlin in Meistern wie Leuke, Siegert, Camphausen und Gust. Richter, Ad. Menzel, Knaut und Bantier ihre tüchtigen Vertreter, dazu in München in Karl v. Piloty, auf den die Richtung der oberwähnten Belgier, vor allen aber Paul Delaroches nicht ohne Einfluß geblieben war, einen der allertüchtigsten. Während in seinem Atelier bereits die Talente der Zukunft, die Lenbach und Makart, die Max und Defregger ihre Kräfte übten und daneben in den Schöpfungen des alternden Akademiedirectors Wilhelm v. Kaulbach der Auflösungsproceß der Cornelius'schen Schule seinem Ende entgegenging, vollzog sich auch in Oesterreich eine Schwenkung vom

Idealismus nach dem Realismus hin. Noch hielt in Wien Josef v. Führich seine die Erweckung einer auf religiöser Basis beruhenden Weltanschauung bezweckenden Vorträge, aber nur mehr privatim; die Leitung der Akademie hatte Joh. Christian Kuben, ehemals Cornelianer, jetzt in Bezug auf Stoff und Farbengebung Befürworter des Credos von Düsseldorf, und daneben sammelte, allerdings vorläufig erst privatim, Karl Kahl einen zahlreichen Kreis von begeisterten Jüngern um sich, nachdem er bei Tizian und Kubens in die Schule gegangen. Der Österreicher, der, als überall in Europa das Streben nach energischem Erfassen und farbenreicher Wiedergabe der Wirklichkeit sich geltend machte, mit seinen Leistungen auf diesem Felde selbst dort ein mächtiges Erstaunen erregte, wo die ganze moderne Kunstbewegung ihren Ausgangspunkt genommen hatte, steht mit der Entwicklung, welche speciell in Wien vonstatten gieng, in keinem Zusammenhang. Er ist auch kein Sohn der einzigen Kaiserstadt, sondern, wie man in letzterer zu sagen pflegt, ein „Provinzler“ und seines Stammes wie weiland Jaroslav Čermak, mit dem man ihn gelegentlich in Parallele setzte, und wie neuerzeit die Brožík, Hynais u. a., die auch nicht zu verachten sind, ein Abkömmling jener Völker, denen die Friedrich Hebbel'sche Banalität von den „Bedientenvölkern mit den struppigen Karnatidenhäuptern“ an den Kopf zu werfen, die großdeutschen Träumer Wiens gerade damals am eifrigsten beflissen waren.

Das gewaltige Können Jan Matejkos in allen Ehren, aber haben gewisse Zeitereignisse, die seine Phantasie entflammt, seiner Thätigkeit Ziel und Richtung gewiesen, nicht auch das Ihrige dazu gethan, ihn rasch emporzubringen? In den Menschen von heute weckt der Name der „armen gemordeten Polonia“,¹⁾ wie es scheint, nicht mehr die tiefen Empfindungen, von denen durchschauert man bei seinem Zauberklange noch vor dreißig, vierzig Jahren eine Welt von glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe, von Heldenmuth und unverdientem übertragischen Geschehe vor seinem geistigen Auge emporsteigen sah. Daß wir seit einem halben Jahrhundert auf der Bahn des Idealismus und der Humanität sonderlich vorwärts gekommen seien, könnte man gerade nicht behaupten. In dieser Beziehung war das jetzt im hohen Greisenalter stehende, wenn nicht schon dahingegangene Geschlecht, damals tonangebend in Sachen des Geschmacks,

¹⁾ Anastasius Grün, „Nibelungen im Fraak“.

ohne Zweifel besser als wir veranlagt. Das war noch jugendlich genug, um sich an dem Schlachtruhme von Maciejowice und Ostrolenka zu berauschen; das fühlte noch hinreichend lebhaft, um in hellen Flammen der Begeisterung aufzulodern bei den Reden Guyard-Dejalains und Jules Favres anlässlich des Polenaufstandes von 1863, dessen Führern das Nichterkennen der veränderten Weltlage und das Nichtvoraussehen des sicheren Mißlingens wahrhaftig nicht zur Schmach gereicht; das besaß noch ein hinlängliches Interesse an dem Wohl und Wehe der gesammten „Menschheit“, um Tony Robert Fleury's Gemälde „Warschau am 8. April 1861“ mit demonstrativen Kundgebungen des Abscheues gegen jegliche Unterdrückung überhaupt und gegen die moskowitzischen Schergen insbesondere aufzunehmen. Das hatte in seiner Jugend selbst Polenlieder gesungen, vielleicht sogar die Konfederatka getragen, ganz gewiß aber Polen im Kampfe um die jeweilig gemeinte „Freiheit“ als Genossen an seiner Seite gehabt. Das ward ins Innerste getroffen, wenn ihm auf seine mit umdüsterten Blicke gestellte Frage, „warum Polen muß' vergehen“, nicht nur wie einem Lenau von den Urwäldern Amerikas

„In der Böglein Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen“,

sondern auch von Künstlerhand eine präcise Antwort erteilt wurde in leuchtenden Farben und in Typen, die man ebensowenig wieder vergißt wie die drei rebellischen Magnaten in „Skargas Predigt“. Mit diesem Bilde, worin er die Wirkung einer donnernden Kanzelrede gegen all dasjenige, was dem Polenreiche die Existenz langsam aber stetig untergrub, in drastischer Weise zum Ausdruck brachte, errang Matejko im Pariser Salon des Jahres 1865 den ersten durchschlagenden Erfolg. Einen noch großartigeren dann auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867 mit dem „Letzten Reichstag“, einer aufregenden Schilderung der Schlusfkatastrophe in dem Drama des Unterganges sowie der Voraussetzung des letzteren, der tiefen moralischen Verkommenheit, zu welcher sein zügelloses Gebaren den polnischen Adel allmählich geführt hatte.¹⁾

Die nächsten bedeutenden Schöpfungen des Meisters, „Die Union von Lublin“ (Pariser Salon 1870), „Stephan Báthori“ (Kunstverein 1873, Pariser Salon 1874) und die „Siegmundsglocke“ (Salon 1875, Oesterreichischer Kunstverein 1875), scheinen auf den ersten Anblick eitel Sieges-

¹⁾ Angekauft von Sr. Majestät dem Kaiser um 50.000 fl.

rausch und Festesfreude zu sein. Genauer hinsehend, entdeckt man aber auch an ihnen so etwas wie einen trüben Hauch, den innigen ideellen Zusammenhang mit den beiden obengenannten Gemälden, den bangen Ausblick auf dasjenige, von dem das erste die Prophezeiung, das zweite die Erfüllung zeigt. Wohl hat sich in der „Union von Lublin“ vor dem Könige „das Knie des Magnaten gebeugt“. Wie viel eine derartige Kniebeugung thatjächlich wert war, mag uns Skarga sagen. Wohl bildeten die vor Pskow beschlossenen Siege Stephan Balthoris und seiner Helden ein glänzendes Blatt in der polnischen Geschichte; aber wie anders würde die letztere sich gestaltet haben, hätte der König den Einflüsterungen des Jesuiten Possentino kein Gehör geschenkt! Wohl gibt es ein farbenprächtiges Fest an dem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1521 zu Krakau, als im Beisein des ganzen Hofes die nach dem Könige benannte größte Glocke von Polen auf den Thurm der Kathedrale gezogen wird. Als aber Meister Beham den Hammer schwingt und alles entzückt dem ersten Ton des Meisterwerkes lauscht, da fährt sich der vor den Stufen des königlichen Thrones kauernde Hofnarr entsetzt mit beiden Händen an den Kopf: „Er hat in ihrem Klange wohl mehr als Klang gehört!“ Der Hofnarr als ein lebendiges Respice finem an den Stufen des Thrones sollte uns binnen kurzem in der „Huldigung Preußens“ (Wiener Gartenbaugesellschaft 1883, akademische Kunstausstellung in Berlin 1884) wieder begegnen. Sie glorifizierte den bedeutsamen Augenblick, da der Großmeister des deutschen Ritterordens, Albrecht von Brandenburg, dem Polenkönige Siegmund I. den Lehenseid geleistet, und richtete, was man in Berlin wohl empfand und durch Verweigerung der Anerkennungsmedaille den Künstler auch fühlen zu lassen kleinlicher Weise nicht ermangelte, wie die „Ermordung des Königs Przemislaw durch die Brandenburger bei Rogozna 1295“ (Wiener Künstlerhaus 1875) und wie die kolossale „Schlacht bei Grunewald“ (Wiener Künstlerhaus 1878, Pariser Salon 1880), welche den unter Witolds Führung vom polnischen Heere über den deutschen Ritterorden erfochtenen Sieg verherrlichte, ihre Spitze direct gegen die eine von den beiden Theilungsmächten, welche dem annectierten Lappen des Polenvolkes sich als ein rauher Herr erwiesen. Gegen den moskowitischen Unterdrücker der Polen hatte der Meister schon im „Stephan Balthori“ und dann noch vor der Inangriffnahme der obigen drei Gemälde in dem abstoßenden „Zwan dem Grausamen, der den Hinrichtungsplatz in Moskau passiert“ (Österreichischer Kunstverein 1873), sein Geschloß geschleudert. Seine

historischen Schilderungen, darstellend die Einflussnahme Polens auf die wechselnden Geschehnisse unserer Monarchie, sind keine Tendenzbilder im Sinne der soeben erwähnten. Zu solchen liegt für einen redlich denkenden Künstler polnischer Abkunft, selbst wenn er die Zerstückelung seines Vaterlandes nimmer vergessen kann, dem polenfreundlichen Österreich gegenüber auch nicht der geringste Anlaß vor. Sie sind aber allerdings nicht frei von unbewußt im Feuer der patriotischen Begeisterung verübten, mehr oder minder belangreichen historischen Verstößen. Die „Niederlage von Barna 1444“ (Österreichischer Kunstverein 1880), deren Skizze chronologisch zwischen die beiden zuletzt genannten Bilder hineinfällt, hat Wladislaw I. eigentlich als König von Ungarn erlitten. Johann Hunyadi und den Magyaren gebührt der größere Antheil an den Ehren des Tages und nicht den Polen, die kaum den dritten Theil des königlichen Heeres bildeten, von denen aber eine Schar das zweifelhafte Verdienst in Anspruch nehmen darf, ihren Landsmann-König aus Beutegier zu dem unüberlegten Vorstoß gegen die Janitscharen gereizt zu haben, in welchem ihn für seinen meineidigen Friedensbruch die wohlverdiente Strafe erteilte. Bei der „Zusammenkunft Maximilians I. mit Wladislaw II. von Ungarn und Böhmen und Siegmund I. von Polen 1515“ (Österreichischer Kunstverein, October 1881), die der Künstler gelegentlich des allerhöchsten Besuches in Galizien Sr. Majestät dem Kaiser widmete, steht für den Historiker nächst dem Kaiser Maximilian wiederum der König von Ungarn und Böhmen im Vordergrund des Interesses, aber eben als solcher und nicht als Pole, und Siegmund von Polen kommt neben den beiden Monarchen erst als dritter in Betracht, obgleich er einen weitaus größeren Prunk als sie entfaltete. Und was schließlich „Sobieski vor Wien“ betrifft (Wiener Gartenbaugesellschaft 1883), der, zur Erinnerung an die zweihundertjährige Gedächtnisfeier des Entzuges von Wien als Geschenk für Papst Leo XIII. gemalt, seinen Platz in der vaticanischen Gallerie gefunden hat, so ward darin der Polenkönig mit seinem Heere auf Kosten Karls von Lothringen und seiner Truppen entschieden zu stark herausgestrichen. Von den beiden Bildern, mit denen der Meister auf der Höhe seiner Erfolge in Bezug auf die Gegenstände seiner Darstellungen wieder zu seinem Ausgangspunkte, zur Schilderung der tragischen Schicksale Polens zurückkehrte, mußte die „Prophezeiung des Kosaken Wernyhora über die Zukunft Polens“ (Berliner Akademie 1885, Österreichischer Kunstverein 1887) die große Mehrzahl des Publicums selbstverständlich weitaus weniger in-

teressieren als „Kosciuszko bei Raclawice“ (Pariser Weltausstellung, Wiener Künstlerhaus 1889). Mit dem letzteren befand sich Matejko wieder so recht in seinem Elemente und schuf eines seiner fesselndsten Werke nicht nur, sondern eine der hervorragendsten Darstellungen der modernen Historienmalerei überhaupt.

Was hat aber mit dieser Bilderreihe der „Einzug der Jungfrau von Orleans in Rheims“ (Berliner Akademie 1886, Oesterreichischer Kunstverein 1887, Münchener internationale Kunstausstellung 1888) zu thun, der trotz seiner 75 Figuren auf obige Qualitäten nicht Anspruch machen kann? Er war eine Verherrlichung des französischen Revanche-Symbols und gehört somit zu den obigen, an die Adresse Preußen-Deutschlands gerichteten Gemälden, ideell in eine und dieselbe Gruppe.

Die Größe Polens selbst in seinem Falle, die in dessen Innerm großgezogene, aber auch geahnte, bekannte und bekämpfte Ursache des letzteren, die so machtvolle und glänzende Stellung des Vaterlandes in der Vergangenheit gerade seinen nachmaligen Vernichtern gegenüber und der wie jedem Polen so auch ihm angeborene, übrigens begreifliche und je nach deren Verhalten mehr oder minder mächtige Groll gegen jeden einzelnen von diesen: das und nichts anderes ist es, was uns Matejko in seinen oben aufgezählten großen historischen Compositionen mit bewusster Absicht vor Augen führt oder nolens volens offenbart. Was er sonst geschaffen, entspringt aus derselben Ideen- und Empfindungsweise oder bildet, indem es uns Episoden aus der polnischen Geschichte, Typen aus dem polnischen Künstler- und Gelehrtenleben sowie Gestalten vorführt, die uns aus obigen meist kolossalen Darstellungen schon bekannt sind, zu letzteren ein Corollar.¹⁾ Jedenfalls

¹⁾ Wir führen, ohne übrigens auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, noch nachstehende Werke des Künstlers an: „Der Alchimist Sendrziwoj verwandelt vor dem Könige Siegmund III. Erz in Gold 1630“ (Oesterreichischer Kunstverein 1867). — „Stanczyk, der Hofnarr Siegmunds I, erhält die Nachricht von dem Falle der Festung Smolensk und zögert, sie dem Könige, der sich bei einem Feste befindet, mitzutheilen“ (Ibid. October 1867). Bezüglich der Anekdote, welche diesem Bilde zugrunde liegt, behauptete die Kritik, daß zu ihrer Bewertung zwei gleich große Künstler nothwendig wären, einer, der alles, was sie erzählt, in das Gesicht des armen Narren hineinmalte, und einer, der es wieder herausläse. — „Stanczyk, Zahnschmerzen simulierend“ (Oesterreichischer Kunstverein 1874). — „Die Aufnahme der Juden in Polen durch König Ladislaus Hermann (1096“ (1889). — „Nikolaus Copernicus“ (Weltausstellung 1873). — „Die Gelehrten-) Republik von Babin“ (1882) — Bilder aus dem Leben des Veit Stoß (1855, 1862, 1863 und 1865) u. a. Gute photographische Reproduktionen der Werke Matejkos liefert der Photograph A. Szubert in Krakau.

steht es in Bezug auf Bedeutung, mit jenen verglichen, erst in zweiter Linie wie auch seine Porträts, von denen das in der decorativen Auffassung Paolo Veroneses gemalte Porträt des Grafen Wilczek auf der Pariser Weltausstellung von 1878 und das durch Energie des Ausdruckes und vornehmes Arrangement ausgezeichnete Bildnis des verstorbenen Krafauer Bürgermeisters Dr. Dietl auf der Berliner akademischen Kunstausstellung von 1884 die Blicke auf sich zogen, namentlich aber trotz des nicht ganz glücklichen Arrangements das lebenswürdige Porträt seiner Kinder unsere Aufmerksamkeit beanspruchen darf.¹⁾

Daß es dem Meister auch an Humor nicht gebricht, bewies er durch das „Verlesen des Todesurtheils“, worin er bald nach dem mit seinen ersten großen Bildern errungenen Erfolge sich selbst als Delinquenten an den Pranger stellt, seine Kritiker aber als Richter und Schergen fungieren läßt. Die letzteren haben an ihm thatsächlich immer eines oder das andere auszusetzen gehabt. Daß sie ihn aber irgendwo mit Ungebühr behandelt hätten, möchte man gerade nicht behaupten.

Der Bedeutung des „Kosciuszko“ als Historiengemälde ist schon gedacht worden, und was immer man sagen möge, Großartigkeit der Conception kann keinem seiner oben angeführten Bilder abgesprochen werden. Ob sie der Mehrzahl nach gerade Historienbilder im strengsten Sinne des Wortes genannt werden dürfen, ist allerdings fraglich. Man hat seine Art, Geschichte aufzufassen und darzustellen, mit derjenigen verglichen, die Gros in seinem „Franz I. und Karl V. an den Gräbern von St. Denis“ und die Delaroche in seinem „Tod der Königin Elisabeth“ geoffenbart, und zwar nicht mit Unrecht, denn wie jene Meister gibt auch Matejko die Chronik statt des Epos, das Detail statt des Ganzen, die Analyse statt der Synthese und ein Nebeneinander von nebensächlichen Episoden statt des bedeutsamen Momentes im Nacheinander eines historischen Ereignisses. Die Zeichnung des Meisters ist tüchtig, in einzelnen seiner Bilder, ja in der Mehrzahl voll markiger Kraft, selten, wie z. B. im „Swan dem Grausamen“, nachlässig, barock und verzerrt. Daß er in der Composition

¹⁾ Wir nennen von anderen Porträts des Meisters: Brustbild eines jungen Mannes (III. Internationale Kunstausstellung, Wien). — Czechischer Heerführer (Wiener Künstlerhaus 1877. Graf Wilczek?). — Ein männliches und ein weibliches Bildnis (Österreichischer Kunstverein 1875). — Zwei Frauenporträts (Internationale Kunstausstellung, Wien 1888) u. a.

und im Arrangement eine ungewöhnliche Geschicklichkeit befundet, daß seine Figuren niemals den Eindruck zu einem bestimmten Zwecke gestellter Modelle machen, daß man es den Bewegungen und Verkürzungen derselben niemals ansieht, als habe deren Bewältigung ihm irgendwelche Schwierigkeiten bereitet, darüber herrscht nur eine Stimme. Was aber Matejko niemals recht gelernt hat, das ist, große Massen durch kräftige Gegensätze von Licht und Schatten auseinanderzuhalten, gewisse Gruppen, damit andere desto wirkungsvoller hervortreten, in ein wohlthuendes Halbdunkel zu hüllen, die einzelnen Gestalten durch Schlagschatten zu sondern und die Töne nach dem Hintergrunde zu nach den Gesetzen der Luftperspective abzudämpfen. Die Tiefe ist auf keinem seiner Bilder glaubwürdig dargestellt; ein jedes derselben zeigt gewisse perspectivische Wunderlichkeiten. Aus diesen aber resultiert die leidige Folge, daß man auf seinen Kolossalgemälden, in denen man all sein Können im einzelnen zu würdigen vermag, vergeblich den Punkt sucht, von dem aus das Ganze zu übersehen ist, vor denjenigen aber, bei denen er, wie z. B. bei der „Glockenweihe“ und bei der „Ermordung des Königs Przemislaw“, sich in kleineren Dimensionen ergeht, niemals zu einem befriedigenden Genuße und zu einer richtigen Werthschätzung des Einzelnen gelangt.

Aus dieser Schattenseite seiner Schöpfungen für den Künstler einen Mangel an Können und Willen, eine geringe Schulung nach einer bestimmten Richtung hin deducieren zu wollen, wäre jedoch die reinste Thorheit. Dieselbe hat, wie männiglich bekannt, ihren ganz realen Grund in seiner Kurzsichtigkeit, die mit den Jahren leider fortgeschritten und gelegentlich, so auf der Posener Ausstellung seiner Bilder in Professor Szokalskis „Physiologischen Betrachtungen über die Werke Matejkos“ (Vortrag im Vereine der Freunde der Wissenschaften in Posen, 10. Juni 1884), Gegenstand ernster wissenschaftlicher Erörterungen gewesen ist. Auch die Eigenthümlichkeiten seines Colorits sind wie bei Munkácsy nur aus der eigenartigen Organisation seines Auges erklärlich. Unter anderem liebte er es, verschiedene Gegenstände nebeneinander in gleichen oder wenigstens ähnlichen Farbentönen zu halten; dies trägt, wo wie in einzelnen Bildern, z. B. im „Bernhora“, infolge des schon oben besprochenen Mangels alles wirr durcheinander geschoben erscheint, dazu, den Eindruck der Verwirrung nur vollständiger zu machen, ein Erkleckliches bei. Dann hat er eine Vorliebe für gewisse Farbentöne: violett, weinroth und gelb — sein „Graf Wilczek“ hieß geradezu die „Apotheose

der gelben Farbe“ — zu denen sich noch ein nicht immer reinliches Grau und, so z. B. in der „Huldigung Preußens“, ein mehrfach abgestuftes lichtiges Blau gesellen, „wie es in dem Gefieder der Mandelkrähe vorkommt“. In Hinsicht der Behandlung war seine Farbe in den ersten Gemälden noch hart und gipsern und schrill deren Gesamteffect. Letzterer wird auch dann nicht anders, als mit der „Union von Lublin“ die ursprüngliche Härte sich verliert. Sogar die späteren Werke Matejkos sind mit ihren schreienden Localfarben nur ein Durcheinander von Solopartien, in denen eines das andere an Stimmengewalt zu überbieten sucht, bloß Mosaiken von durchweg vollbelegten, flunkern, flimmern und glitzernden Details. Eine einheitliche Stimmung, einen harmonischen, dem Auge wohlthuenden Farbenaccord geben sie nicht.

Freilich, nur wer von frühester Jugend an mit unermüdlischem Eifer Jahre hindurch sich in das Studium der historischen Erscheinung seines Volkes versenkt hat,¹⁾ kann dessen Typus in einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit mit derselben frappierenden Treue wie Jan Matejko wiedergeben; freilich ist jenes Flunkern, Flimmern und Glitzern, das Chatoiement endiablé der Costüme, Waffen und Schmuckgegenstände in seinen Bildern mitunter von einer solchen Zaubergewalt, daß man darüber alle etwaigen Mängel derselben ohne Mühe vergißt; freilich ist jeder Gegenstand auf seinen umfangreichen Leinwandflächen, mag er nun vorne oder rückwärts stehen, mit der gleichen Sorgfalt gemalt, aber auch mit einer Kraft des Vortrages und mit einer technischen Bravour, angesichts deren man immer und immer wieder zu neuer Bewunderung hingerissen wird. Dasselbe gilt bezüglich der scharfen, markigen Charakteristik seiner Gestalten, bezüglich der packenden Individualisierung seiner Köpfe. Matejko kennt, wie uns z. B. sein „Skarga“, sein „Kosciuszko“, seine „Union“ und sein „Wernyhora“ zeigen, den physischen Habitus seiner Landsleute wie kein anderer. So wie er hat noch niemand die Äußerungen der leisesten Seelenregung und des heftigsten Affectes in Gesicht und Geberde derselben belauscht. Was er auf dem Gebiete des historischen Porträts als Wiedererwecker dahingegangener großer geschichtlicher Persönlichkeiten

¹⁾ Als Resultat seiner während der Studienjahre unausgesetzt betriebenen Studien der polnischen Trachten edierte er schon etliche Jahre vor dem „Skarga“ eine Reihe von sehr schätzenswerten costümgeschichtlichen Steindrucktafeln. Wir citieren die 2. Ausgabe: „Vbiory v Polsee 1200—1795.“ Krakau 1873. Gr.-Qu.-Fol.

zu leisten vermag, beweist seine vor nicht gar langer Zeit erschienene „Porträtgalerie“, zu der Dr. Stanislaus Smolka den erklärenden Text geschrieben hat.¹⁾ Wenn auch gelegentlich etwas maniert gezeichnet, so trägt darin doch ein jeder von „Polens Königen und Herrschern“ den Geist seiner Epoche im Angesicht und deren spezifische Eigenthümlichkeiten in Rüstung und Ornat auf sich, voller Leben wie die Helden und Heerführer in der „Schlacht bei Grunewald“ und in der „Schlacht bei Varna“, im „Sobieski“ und im „Stephan Bathori“. Dieses zuletzt genannte Bild dürfte wohl die höchste Leistung Matejkos nach der soeben besprochenen Richtung hin repräsentieren. In den contrastierenden Racetypen der huldigenden Söhne Kuriks, in deren blöden, geistlosen Gesichtern Demuth und Schmerz vergeblich nach Ausdruck ringen, und der siegesfrohen Polen und Ungarn mit dem Könige an der Spitze, in dessen Kopf Stolz, Unmuth und Zweifel sich deutlich widerspiegeln, zeigt er uns mit oder ohne Absicht die beiden großen, die Entwicklung unserer Welt dominierenden Gegensätze, die Freiheit und den Despotismus, das lebenerweckende abendländische und das erstarrte und ertödtende morgenländische Christenthum, den Westen und den Osten.

Gleichzeitig mit Matejko hat auch ein anderer großer Meister, Puviz de Chavannes, den Gegensatz zweier Völker und zweier Civilisationen effectvoll zum Ausdruck gebracht. Ferne sei es von uns, den „Karl Martell vor Poitiers“ auf Kosten des „Bathori“ loben, das Bild des Franzosen dem des Polen zu Nutz und Frommen tadeln zu wollen. Worauf wir aber hinweisen müssen, ist die Wahrnehmung, wie gerade in diesen beiden Gemälden bei der Auffassung und Behandlung einer und derselben Idee auch wieder ein großer Gegensatz sich offenbart, nicht der Civilisationen, wohl aber der Völker, des lateinischen und des slavischen Blutes, des gesetzten Alters und der unbändigen, schwärmerischen Jugend, des Westens und des Ostens. Matejko, am 30. Juli 1838 zu Krakau geboren, ist ein echter Sohn des von der abendländischen Weltanschauung in ihren Kreis gezogenen Ostens, dazu ein richtiges „Karyatidenhaupt“. Sein Vater war ein Tscheche, seine Mutter eine Polin.²⁾

¹⁾ „Polens Könige und Herrscher.“ Porträtgalerie dargestellt in Heliogravuren nach Originalzeichnungen von Jan Matejko. Mit historischer Einbegleitung von Dr. Stanislaus Smolka. Moriz Perles, Wien 1890 ff.

²⁾ Vgl. für das Biographische den wie der vorliegende überschriebenen Artikel von Leonhard Lepzi in der „Zeitschrift für bildende Kunst“. Neue Folge I., S. 229 ff.

Irren wir nicht, so hat der Künstler seiner Mutter jene feurige Phantasie zu verdanken, für welche dann die Denkmalsfülle der alten Jagellonenstadt die richtige Nahrung bildete, und die der Genius der Zeit im richtigen Momente zu schöpferischer That erweckte. Seinem Vater verdankt er vielleicht jene starre, unbeugsame Willenskraft, von der behauptet wird, daß sie einen integrierenden Bestandtheil czechischer Köpfe bilde. Sie war ihm vonnöthen in seinen prüfungsreichen Lehr- und Wanderjahren. Man muß eine endlose Reihe von Hindernissen vor seinem Auge gesehen haben und doch vor keinem derselben zurückgeschreckt sein, um bis zu dem Besitze jener ungeheueren Energie sich durchzuringen, die uns in der sorgfältigen Durchbildung aller und jeder Einzelheit auf seinen kolossalen Leinwandflächen entgegentritt; man muß gegen den Willen des Vaters zu Pinsel und Palette gegriffen, von der Krakauer Akademie für talentlos erklärt, an der Münchener nach siebenjährigem Studium in Krakau an die allgemeine Malerschule verwiesen, an der Wiener nach zweijährigem Aufenthalt in München um eine herbe Lebenserfahrung reicher und dabei an sich selber doch nie und nimmer irre geworden sein, um als „peintre vigoureux très personnel“ voller Eigenart in dem Was und Wie des Könnens vor sich und seinen Zeitgenossen dazustehen. Gerade der „Racc“ Matejkos war, wenn sie als Subject oder Object des künstlerischen Schaffens vor die Öffentlichkeit heraustrat, bei den damaligen politischen Verhältnissen ein gewisser Erfolg im voraus gesichert. Aber der Erfolg wäre niemals so phänomenal geworden, seine Werke würden nicht zu wiederholtemmalen als die aller-männlichsten (l'oeuvre le plus viril) des Pariser Salons gegolten haben, hätte das Geschick die „Racc“ in seiner Person nicht frühzeitig den schweren und leidensvollen Weg des wenig geförderten Lernens, des eigenen Findens und Erfindens geführt.

Was die Aufstellung des von Sr. Majestät gekauften „Letzten Reichstages“ im Belvedere für unsere Kunstzustände zu bedeuten hatte, geht uns hier nichts an. Es genüge die Bemerkung, daß so manche große Leinwandfläche in seiner Nähe vor seinen Farben einigermassen verblaßte. Was vor seinem Auftreten in unserem Lande als ein großer Fortschritt auf der Bahn des Realismus und Colorismus bezeichnet wurde, hat vor den Bildern Matejkos den Vorzug des einheitlichen Tones, der „Stimmung“ in der Regel vielfach voraus. Indessen haben einsichtsvolle Kritiker wie die Franzosen längst und zwar nicht bloß im Scherze bemerkt, daß jene auch ihre speci-

fürche eigenartige Harmonie besitzen, die „Harmonie des überall gleichen Übermaßes“ (une harmonie par l'égalité de l'excès). Jedes Zeitalter sieht nach Riehl mit anderen Augen und hört mit anderen Ohren. Infolge dieses Umstandes erscheint uns das Mozart'sche und Haydn'sche Orchester schwach und das Colorit der früheren Epochen matt, während wir uns an Wagners Opern und Makart's Farben berauschen, die den Menschen des verflossenen Jahrhunderts zweifellos ein Greuel gewesen wären. Möglich also, daß man an den Bildern Matejko's heute oder morgen thatsächlich noch einen harmonischen, dem Auge wohlthuernden Farbenaccord entdeckt, daß in ihnen die Harmonie in den Bildern derjenigen sich uns verkündet, welche nach den Worten Libussa in Grillparzers gleichnamigem Stück „im letzten Aufschwunge der matten Welt“ nach langer Dienstbarkeit endlich herrschen werden:

„Zwar breit und weit, allein nicht hoch noch tief.“ ---

„Doch bis dahin ist's lang,“

und so bleibt der „lebensfrischen“ Gegenwart das Sichberauschen an den coloristischen Excessen, beziehungsweise Puerilitäten und Senilitäten absterbender Racen und Geschlechter vorläufig noch lange unverwehrt.

Matejko und seine Schule vertreten die Jugend und die Zukunft, nicht aber das Alter und was sonst noch wert, daß es zugrunde gehe. Daß er der richtige Mann war für den Directorsposten der Kunstschule in Krakau, den er 11 Jahre hindurch, bis zum 1. November 1894 bekleidete, da er dahingerafft wurde, reich an Ehren und Anerkennung, glücklich als Gatte und Vater und verschont von dem harten Geschehe, wie so viele andere das Nachlassen seiner künstlerischen Potenz mit Schaudern an sich selbst beobachten zu müssen, beweisen seine Schüler allerorten.

Was ist nun das Resultat unserer vorstehenden Erörterungen über die subjectiven und objectiven Bedingungen der künstlerischen Laufbahn Matejko's, über seine wichtigsten Werke und deren Zusammenhang untereinander, an denen wir von seinen unverschuldeten Mängeln auch die größten nicht verschwiegen, zu seinen kolossalen Vorzügen auch den kleinsten nicht hinzugedichtet zu haben uns bewußt sind? Welches ist die Stelle, an der er in der modernen Kunstentwicklung wohl für immer sichtbar bleiben wird? Wie Makart, so hat auch Jan Matejko unsere Farbenfreude und unseren Farbenreichtum beträchtlich gesteigert. Was er jedoch nach unserer Ansicht vor dem großen Wiener Farbenzauberer voraus hat, ist eine ganz spezifische Begabung

zum Erfassen und zur Wiedergabe nicht bloß des Charakteristischen der Völkerstämme sowohl als der Einzelindividuen, sondern auch des Stofflichen bis in die verborgensten Geheimnisse der Structur hinein. Dies bildet freilich nur die eine Seite des Momentes, das seine kunsthistorische Position eigentlich begründet. Das Moment in seiner Gesamtheit läßt sich dahin präcisieren, daß auch er wie mit ihm allerdings nur einige wenige Meister von der Kunstgeschichte unter die Heroenreihe ihrer „Eroberer“ gerechnet wird. Es hat in halbvergangener Zeit diverse große Meister aus ihrer Heimat und aus ihrem Volke hinweg nach Italien, Asien, Afrika getrieben. Sie haben diese Ländergebiete für die Kunst erst entdeckt und neue Typen, fremdartige Costüme, helleres Licht und tiefere Farbengluten in ihr Vaterland zurückgebracht. Im Gegensatz zu jenen Meistern trieb es Jan Matejko aus der Fremde in sein heißgeliebtes Vaterland und zu seiner schwergeprüften, schmerzreichen Nation zurück. Und auch ihm ward es gegeben, nach seiner Wiedertehr von dort merkwürdige Typen, absonderliche Trachten, noch nie gesehenen Farben- und Festesglanz und unerhörten Waffenprunk vor den staunenden Blicken der Auswärtstehenden zur Schau zu stellen. Er hat das bisher so gut wie unbekanntes Gebiet des slavischen Ostens dem weiten Reiche der für die malerische Darstellung verwendbaren Stoffe angegliedert. Dies ist es, wodurch ihm sein Ruhm bei den nachfolgenden Geschlechtern gesichert bleibt. Die „Wolke der Vergessenheit“ verhüllt unerbittlich alles, was nicht seine eigenen, noch von niemand beschrittenen Bahnen gezogen, wie ernst und wie redlich es auch sonst im Leben gestrebt und gestritten haben mag. Unvergänglichem Glanzes leuchten am Himmel der menschlichen Geistesentfaltung allein die Sterne, mit deren Namen Erinnerungen wie die an jene vorhin erwähnten Eroberer verbunden sind. Und so wird wohl auch Matejkos Stern nicht verlöschen und nicht verdunkelt werden; ja es ist sehr leicht möglich, daß er dereinst und zwar nicht bloß den Söhnen seines Volkes ebenso hell erstrahlt als jene der berühmten Italien-, Asien- und Afrikaentdecker, als die der Leopold Robert und Delacroix, Decamps und Fromentin.





Technische Fortschritte in Oesterreich und Ungarn.

Der Lloyd dampfer „Sabsburg“.

Mit zwei Illustrationen.

„*Concordia parvae res crescunt*“. Dieser Ausspruch wird recht lebendig illustriert, wenn man die Anfänge der hervorragendsten vaterländischen Schiffsahrtsunternehmung, des Oesterreichischen Lloyd, mit ihrer gegenwärtigen Größe, Gestaltung und Bedeutung vergleicht.

Im Jahre 1832 nach dem Muster des englischen Lloyd als Consortium der bis dahin vereinzelt wirkenden Triester Versicherungsgesellschaften gegründet, war der Oesterreichische Lloyd anfänglich nur eine Institution, die außer der Vereinigung der erwähnten Gesellschaften genaue und verlässliche Nachrichten über Schiffsahrt vermitteln sollte.

Im Jahre 1836 erweiterte er sich zu einer Dampfschiffsahrts-gesellschaft und begann im folgenden Jahre mit dem in England erbauten Raddampfer „*Arciduca Lodovico d’Austria*“ seine Fahrten nach der Levante.

Dem ersten Dampfer — er hatte beiläufig ein Drittel der Länge der heute auf der Gyllinie Triest—Alexandrien verkehrenden Frachtschiffe — folgten bald andere nach, und da die Handelswelt im Orient bald den enormen, ihr durch die bisher fehlende regelmäßige Dampferverbindung gebotenen Vortheil erkannte, so wuchs der Lloyd in wenigen Jahren zu einem selbst von seinen ebenso genialen als energischen Gründern kaum erhofften Umfange an.

Die Dampferflotte wurde rasch vermehrt, neue Schiffs- und Maschinentypen verdrängten die alten, und mit der Erfindung der Schiffschraube und der Einführung des Eisens als Schiffsbaumaterials war die Möglichkeit und eben hierdurch auch der Anstoß zum Baue weit größerer Dampfer gegeben.

So arbeitete der Oesterreichische Lloyd rüstig fort, errang sich in der Levante einen Ruf und ein Vertrauen, welche selbst die vielseitige erbitterte Concurrenz der im Laufe der Jahre entstandenen fremden

Dampfschiffahrtsgesellschaften nicht zu schmälern vermocht hat, und als im Jahre 1870 die Schifffahrt durch den Suezcanal eröffnet ward, wurde die große vaterländische Schifffahrtsgesellschaft sozusagen mit einem Schlage einer der mächtigsten Factoren im Weltverkehr.

Schiff um Schiff wurde gebaut, die Linien ausgedehnt und kein Opfer gescheut, um allen Anforderungen gerecht zu werden, und obgleich im fernen Osten der Wettkampf mit altbestehenden großen Gesellschaften aufgenommen werden mußte und der Lloyd gezwungen war, zumeist neu zu schaffen, was bei seinen mächtigen Concurrenten bereits seit Jahren existierte, gelang es ihm doch, sich binnen kurzem in den indischen und ostasiatischen Meeren einen ebenso ehrenvollen Platz zu erringen, wie er ihn im Mittelmeere seit seinem Bestehen innehatte.

Heute besitzt der Österreichische Lloyd, die Hülfs- und Schlepper nicht gerechnet, eine Flotte von 72 Schiffen mit einem Bruttotonnengehalte von rund 147.000 t, und seitens seiner Verwaltung wird rastlos und mit schönem Erfolge daran gearbeitet, den Schiffspark der Gesellschaft den besten ebenbürtig zu erhalten.

So sind denn in den letzten vier Jahren vier mächtige Schiffe für den ostasiatischen Dienst, der Zwillingsschraubendampfer „Graf Wurmbrand“ für die nicht nur commercieell, sondern auch strategisch hochwichtige Eillinie Triest—Cattaro und die vier großen und prachtvollen, auf der Linie Triest—Alexandrien in Verwendung befindlichen Schnelldampfer „Habsburg“, „Semiramis“, „Cleopatra“ und „Bohemia“ entstanden, während im gesellschaftlichen Arsenalen gegenwärtig an der Herstellung eines fünften Kolosses für die ostasiatische Linie, „Trieite“, gearbeitet wird.

Von den vier oberwähnten Dampfern des Typus „Habsburg“ wurden dieses Schiff selbst und „Bohemia“ im Lloydarsenale in Triest erbaut und ausgerüstet, während „Semiramis“ und „Cleopatra“ auf schottischen Werften vom Stapel liefen.

Dampfer „Habsburg“¹⁾ ist gleich seinen beiden Schwesterschiffen „Semiramis“ und „Cleopatra“ für den Mittelmeerdienst der Gesellschaft bestimmt, und wurde bei seinem Baue vorzüglich darauf Rücksicht genommen, den gegenwärtigen Anforderungen des Seeverkehres betreffs Fahrgeschwindigkeit, Größe und Comfort der Passagieräumlichkeiten sowie Ladefähigkeit im vollsten Maße gerecht zu werden.

Dieser Dampfer ist ganz aus inländischem Siemens-Martin-Stahl in Übereinstimmung mit den Vorschriften des britischen Lloyd und des österreichisch-ungarischen Veritas hergestellt, führt Schoonertakelage und erhielt die höchste Classe, nämlich 100 A 1st.

Der Schiffskörper hat einen nach dem Zellenystem gebauten Doppelboden, welcher zur Aufnahme von 480 t Wasserballast bestimmt ist. Neun Querschoten, von welchen sechs bis zum Oberdeck reichen, trennen das Schiff in sieben wasserdichte Abtheilungen und ver-

¹⁾ Sein Bau wurde im Mai 1894 begonnen, und bereits im darauffolgenden Frühjahr konnte die Feier des Stapellaufes begangen werden. Eine Totalansicht des prächtigen Fahrzeuges bietet unsere erste Illustration. Die Red.

leihen demselben unter allen Umständen, selbst im Falle des Entstehens eines größeren Leckes, eine außerordentliche Schwimmfähigkeit. Der Kiel ist flach, und befindet sich zu beiden Seiten je ein Kollkiel, um dem Schiffe größere Stabilität zu geben.

Die Hauptabmessungen des Dampfers „Habsburg“ sind folgende:

Länge in der Wasserlinie zwischen den Perpendikeln 575 Fuß = 114·3 m, Breite 44 Fuß 9 Zoll = 13·64 m, Tiefe im Raume 30 Fuß 6 Zoll = 9·30 m. Die vier Laderäume fassen zusammen 140.000 Cubikfuß, d. i. 3500 Raumtonnen à 40 Cubikfuß. Die Gewichtstragsfähigkeit inclusive Kohlen und sonstige Vorräthe beträgt 3500 t, der Bruttotonnengehalt 4000, der Nettogehalt 2600 und das Displacement 6950 t.

Mittschiffs, wo bekanntlich die Bewegungen des Schiffes die sanftesten sind, und in directer Verbindung mit dem Promenadendeck befinden sich die Salons für 80 Passagiere der I. Classe.

Ein geräumiger, aus poliertem Eschenholz construirter Vorraum führt in den angrenzenden großen Speisesaal, welcher in ägyptischem Stil gehalten und mit Wandverkleidungen aus Marmor und eingelegten Ölgemälden, ägyptische Landschaften darstellend, decoriert ist.¹⁾

Oberhalb dieses Saales befindet sich ein zweiter großer Gesellschaftsraum, der Musiksalon, welcher mittelst einer breiten Treppe mit jenem in Verbindung steht. Er ist dem Namen des Schiffes entsprechend mit künstlerisch ausgeführten Gemälden der Schlösser des erhabenen Kaiserhauses sowie mit Wappen der Länder der österreichischen Krone ausgeschmückt.

In demselben Deckhause befindet sich überdies ein geräumiger, in maurischem Stile ausgestatteter Rauchsalon. Im Deckhause des Achterschiffes ist der Salon für 40 Passagiere der II. Classe nebst einem Rauchzimmer.

Die Schlafräume der Kajütenpassagiere sind theils auf Deck, theils im Zwischendeck untergebracht; die Cabinen sind mit Comfort und Geschmack eingerichtet, durch Seitenlichter genügend erhellt und ventilirt, und liegen die Betten der I. Classe nicht übereinander, sondern nebeneinander, so zwar daß jeder Reisende dieser Classe ein bequemes, freistehendes Bett zu seiner Verfügung hat.

Für die Reisenden der III. Classe, in der Zahl bis 200, ist durch einen gegen die Witterung geschützten Raum auf dem Oberdeck vorgejort.

Sämmtliche Räume des Schiffes sind elektrisch beleuchtet, und ermöglichen transportable elektrische Lampen ein bequemes und sicheres Gehen und Pöchen der Waren auch des Nachts. Die Wohnräume sind mit elektrischen Glocken versehen. Douche- und Wannenbäder mit kaltem und warmem Wasser stehen den Reisenden zur Verfügung, und eine Centralheizungsanlage sorgt im Bedarfsfalle für angenehme, gleichmäßige Temperatur.

¹⁾ Siehe die zweite Illustration.

Die Wohnräume des Commandanten, der Officiere und der Deckmannschaft befinden sich auf Deck, jene des Maschinenpersonales unter Deck und zwar in unmittelbarer Nähe der Maschine.

Die direct wirkende dreifache Expansionsmaschine entwickelt bei normaler Kraft über 5000 indicierte Pferdekkräfte und ertheilt dem Schiffe mit voller Schwerladung, d. i. bei einer Tauchung von 23 Fuß eine Dauergeschwindigkeit von 15 Seemeilen pro Stunde. Auf der Leichtladelinie mit vollem Kohlenvorrath erreicht das Schiff eine Geschwindigkeit von 17.5 bis 18 Knoten.

Die fünf cylindrischen Röhrenkessel, welche mit einem Druck von 11 Atmosphären arbeiten, haben zusammen zwanzig gewellte Feuerungen und sind ganz aus Stahl gefertigt. Ueberdies ist noch ein mit gleichem Druck arbeitender Kessel für die Hilfsmaschinen vorhanden.

Der Durchmesser der Schiffschraube beträgt 18 Fuß 6 Zoll = 5.64 m, und sind die Flügel derselben aus Manganbronze hergestellt.

Die Hauptdaten der Maschine und der Kessel sind folgende:

Maschine. Durchmesser des Hochdruckcylinders 35.5 Zoll = 900 mm, Durchmesser des Mitteldruckcylinders 57 Zoll = 1450 mm, Durchmesser des Niederdruckcylinders 92 Zoll = 2340 mm, Kolbenhub der Cylinder 4 Fuß 6 Zoll = 1370 mm, Kühlfläche des Condensators 7000 Quadratfuß = 650.3 m².

Kessel. Fünf cylindrische Röhrenkessel, Durchmesser 16 Fuß 3 Zoll = 4950 mm, Länge 10 Fuß 6 Zoll = 3200 mm, totale Kesselfläche 430 Quadratfuß = 40 m², totale Heizfläche 13.130 Quadratfuß = 1220 m².

Von Hilfsmaschinen sind besonders zu erwähnen:

1 completer Kühlapparat zur Conservierung der Lebensmittelvorräthe, 1 Dampfankerwinde, 1 geräuschloser Dampfsteuerapparat, 5 horizontale Dampfwinden, 1 Destillierapparat, welcher 5 t Trinkwasser täglich zu liefern vermag, 2 Aschenaufzüge, verschiedene Dampfpumpen, als: Ballast-, Centrifugal-, Closets-, Feuerlösch-, Deckwasch und Speisepumpen, endlich ein Dampfmotor für die elektrische Beleuchtungsanlage.

Die Kohlendepots fassen 600 t, wodurch es ermöglicht ist, ohne den Kohlenvorrath zu erneuern, bei Anwendung der vollen Dampfkraft durch 10 Tage laufend einen Weg von 3400 Seemeilen zurückzulegen.

Wie aus der vorliegenden kurzen Beschreibung des Dampfers „Habsburg“ entnommen werden kann, wurde bei der Construction desselben allen praktischen Neuerungen des modernen Schiffsbauwes Rechnung getragen, und ist für eine rasche, sichere und bequeme Beförderung sowohl von Passagieren als auch von großen Warenmengen in jeder Beziehung vorgesorgt.

Und so wurde das schöne Schiff seinem Elemente übergeben — möge es stets seinen Zweck erfüllen: die heimatische Flagge auf allen Meeren, die es besucht, in Ehren zu führen, dem vaterländischen Verkehre nach Kräften zu dienen und sich des stolzen Namens, den es trägt, würdig zu erweisen!





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Irrfahrt.

Zusbruck.

Von Martinus Meyer.

Der Mond, der alte Träumer,
Steht sinnend überm See,
Die Erlen am Strande senken
In die Flut ihr herbftlich Weh.

Verödet find die Ufer,
Die Sänger all entflohn,
Durch dürr Geftrüpp nur rauschen
Die Winde mit schrillum Ton.

Sie fegen mit froft'gem Hauche
Am öden Gestade hin
Und winseln die alte Klage
Vom Scheiden, vom Verblühen.

Einsam in meinem Rahne
Schiff' ich den See hinaus,
Den Kopf voll trüber Gedanken,
Weiß nicht, wo an, wo aus.

Ich suche in nächt'ger Stunde
Nach einem Ruheort
Und kann ihn nirgends finden,
Seh' keinen sichern Port.

Irrlichter dort im Moore,
Sie winken mir höhneud zu:
„Bist selbst so ein irrend Lichtlein —
Fahr zu, fahr immer zu!“



Das Spielmannskind.

Aus dem Czechischen des Svatopluk Čech überetzt von Jaroslav Sutnar.
 Willen.

Es entschlief ein Spielmann,
 Drum sein Kind, das kleine,
 Seine Geig' am Nagel
 Erbt die Gemeine.
 Flug war da der Schulze,
 Kaum hat er's vernommen,
 Ein bebrilltes Weibsbild
 Muß zur Wache kommen.
 An der Wiege Nußholz
 Roth ein Alpfuß glühte,
 Doch bei weitem sichrer
 Ist des Herren Güte.
 Dem hat auch das Englein
 Anempfohl'n die Kuntel —
 Erdwärts fiel die Brille,
 Vor dem Blick ward's dunkel.
 In der Nacht auf einmal
 Reibt sie sich die Lider,
 Mondschein fiel nun reichlich,
 Auf die Diele nieder.
 Und dort ob der Wiege —
 Angstvoll staunt sie, weichend —
 Graut der alte Spielmann,
 Einem Schatten gleichend.
 In der Hand die Fiedel,
 Neigt er sich zum Kinde,
 Unter wirrem Bogen
 Tönt ein Lied gelinde:
 „Du mein süßes Englein,
 Vidka, hör' Du Schöne,
 Sieh mich, streck' die Händchen,
 Zwitschre nur paar Töne!
 Komm zu mir, Du Büppchen,
 Flich die Welt, die schlechte,
 Hunger wie den Vater
 Dich ums Leben brächte!
 Fühllos hegte man Dich
 Hinter finstre Schwellen,
 In dem Sturm des Schicksals
 Würdest bald zerschellen.
 Wird' auch man vergolden
 Dich vom Kopf zum Fuße,
 Träfe Dich — o, glaub' mir! —
 Dafür harte Buße.

Komm, mein theures Kindchen,
 Ob dem Forst, den Auen
 Düstern Ball der Erde
 Sollst mit mir Du schauen!
 Auch die Geige nehm' ich,
 Dort wirst Du sie hören,
 Wiegen will ich ewig
 Dich in Wolkenhören.
 Wunderschönes Träumen
 Dich erwartet, Arme,
 Von den goldnen Sternchen,
 Von der Englein Schwarme!
 Und sein Mund im Kusse
 Den des Kindes findet —
 Da bekreuzt das Weib sich,
 Plötzlich alles schwindet.
 Luna blickt ins Fenster,
 Draus Geräusch der Bäume,
 Doch die Wache jezo
 Sinkt auß' neu in Träume.
 Als der Schulze morgens
 Zu dem Weib gekommen,
 Wiegt die Leich' es fleißig —
 Der kann's nicht mehr frommen.
 Fort war auch die Fiedel,
 Zorn ergriff drob alle,
 Trotz der Mär am Weibsbild
 Ließ man aus die Galle.
 Doch ich glaub' ihr alles,
 Zum Beweis die Zeilen,
 Denn ein Märchen heißt uns
 Von Verdruss zuweilen.



Herbst.

Wien.

Von Franz Herold.

In des Waldes Herz hinein
 Fällt, wo stumm die Bäume trauern
 In verfrühten Herbstessehauern,
 Eine Garbe Sonnenschein:
 Wie in eines Herzens Nacht,
 Daß sich schon will schlafen legen.
 Sonnenschein zum Abendsegen,
 Nie gehofft, gedacht.



„Hm!“¹⁾

Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm v. Warfenegg.

Personen:

Ludwig XIV., König von Frankreich. — Herzog von Beaufort. — Robert, des Herzogs Sohn. — Marquis von Sencour. — Peguillen. — Cavois. — Colbert. — Graf Altkirch. — Fouquet, Generalintendant der Finanzen. — Lourdeau, Diener Altkirchs. — Marie Mancini. — Adele, Tochter Fouquets. — Placide d'Altor. — Ninette, Dienerin der Mancini.



1. Aufzug.

Parkfest im Schlosse Vaur des Intendanten Fouquet. Nacht. Lampions, Statuen, ferne Musik. Im Hintergrunde Tanz und Maskengewimmel. Rechts im Vordergrunde eine Laube.

Peguillen und Robert von Beaufort treten im Vordergrunde auf.

Peguillen.

Nun, Freund Beaufort, wie findest Du dies Treiben?
Der Intendant Fouquet, ein zweiter König
Von Frankreich, gibt dem ersten hier ein Fest.
kehrst Du in die Provinz, magst Du's beschreiben,
Wenn Dir Paris nur so viel Athem läßt.

Robert.

Paris wird stets mir vor der Seele schweben,
Ein Zauberort, der alles uns gewährt;
Was man sonst nur geträumt, gewinnt hier Leben,
Und Leben wird durch Lieben noch verklärt.

Peguillen.

Ha! Bei Sanct Michael! Auch schon verliebt?
Wie sich bei uns sogleich doch alles gibt!
Mann der Provinz, hier set' Dich, und berichte!
Du warst ja wohl drei Tage in Paris,
Dein Leben hat jetzt schon eine Geschichte,
Die ungeboren, als ich Dich verließ.
Drei Tage Deines Seins bist Du mir schuldig,
So fang denn an, Du siehst mich ungeduldig!

¹⁾ Zum erstenmale aufgeführt auf dem Deutschen Landestheater in Prag.

Robert.

Raum angelangt, such' ich den Vater auf.
 Da sagt man mir, der Herzog von Beaufort
 Bohnt jetzt im Louvre, denn er ward ernannt
 Zum ersten Haushofmeister unsres Königs.
 Des freu' ich mich und gehe eilends hin.
 Er schließt mich liebevoll in seine Arme
 Und freut sich des emporgeschoff'nen Sohnes
 Dem Gärtner gleich, der froh im Lenz beachtet,
 Wie ihm des Herbstes Pflanzung wohl gediehn.
 Dem König stellt er drauf mich selber vor,
 Und vor der Huld der jungen Majestät
 Senk' ich beschämt die Blicke auf den Boden.

Beguillen.

Das siehst Dir gleich. Doch bleibst Du so nicht stehen.
 Was zeigt' sich Deinem Aug' bei spätem Sehen?

Robert.

Es naht unsres Königs edle Mutter,
 Die Östreichs altem Herrscherstamm entsprossen.
 Auch sie ist gütig, spricht voll Freundlichkeit,
 Verlangt, daß ich am Hofe möge bleiben —
 Und schon gewinn' ich einige Sicherheit.

Beguillen.

Gi, das geht schnell!

Robert.

Nur als ich drauf erzähle,
 Wie ich zum wichtigsten der Cardinäle,
 Zu Mazarin noch heut' berufen ward,
 Da wird sie ernst und ihre Stimme hart,
 Und stolz winkt sie mir zu, ich sei entlassen.

Beguillen.

Haha!

Robert.

Ich grüble nach und kann's nicht fassen.

Beguillen.

Kind, denk darüber nicht, drei Tag' sind eben
 Zuwenig, um darüber nachzudenken!
 Bleibst Du am Hof von Frankreich länger leben,
 Wird Gott die Weisheit Dir im Schlafe schenken.
 Nun fahre fort!

Robert.

Ich war bei Mazarin,
 Der leidend auf dem Lager mich empfangen.
 Da ist die Pforte plötzlich aufgegangen,
 Und ins Gemach stürzt eine junge Dame —

Peguillen.

Die Nichte wohl, Mancini ist ihr Name.

Robert.

Marie Mancini war's, Du hast's getroffen.

Peguillen.

Jetzt wird es wichtig, jetzt sprich ernst und offen!

Die junge Dame steht dem König nah.

Ist sie's, die Deine Liebe sich erjah?

Robert.

Nein, Freund, doch da ihr Einfluß mir bekannt —

Peguillen.

So zeigtest Du Dich überaus galant.

Robert.

Sie lächelt stets, das Glück begünstigt mich,

Sie trägt, mich oft zu sehen, schon Begehr,

Nimmt in der Kutsche mich zuletzt mit sich

Und lacht zuhaus noch besser als vorher.

Nur als ich von der Königin=Mutter sprach,

Da läßt das holde Lächeln plötzlich nach,

Sie sieht mich an, als könnte sie mich hassen —

Peguillen.

Und stolz winkt sie Dir zu, Du seist entlassen!

Robert

(erstaunt).

Du weißt auch das? Wie machst Du das, ich bitte!

Peguillen.

Ja, lieber Freund, ich kenn' des Hofes Sitte,

Bleibst Du bei uns, so kennst Du bald sie auch!

Mich nahm sie gütig längst in ihre Mitte,

Was Du hier siehst, ist jedes Hofes Brauch.

Nun komm zum Schluss, Du sprachst zuerst von Liebe?

Robert.

Als ob zum Schluss nicht stets das Beste bliebe!

Ich kam drauf zu Fouquet. Er lud mich ein,

Sein Gast bei diesem Zauberfest zu sein.

Als ich von ihm hinuntereil' die Treppe,

Hör' ich ganz nah das Rauschen einer Schleppe.

Ich schau' mich um und sehe, Freund —

Peguillen.

Ein Weib?

Robert.

Doch welch ein Weib!

Peguillen.

Ein Engel, Seel' und Leib.

Robert

(aufspringend).

Ein Engel, wohl!

Beguillen

(zwingt ihn, sich zu setzen).

Werb' sitzen, junger Mann,

Und sag', wer war, die Dir es angethan!

Robert.

Ich weiß es nicht. Ein Mädchen wunderhold —

Beguillen.

Die Haare schwarz?

Robert.

Nein, licht wie Sonnengold.

Beguillen.

Nun denn, die Augen blau?

Robert.

Nein, schwarz.

Beguillen.

Zum Teufel!

Wer mag der Engel sein? Ich bin im Zweifel.

Robert.

Und, Freund — der Blick!

(Springt wieder auf.)

Beguillen

(zieht ihn wieder nieder).

Willst Du wohl sitzen bleiben?

Wir halten bei den Augen erst für jetzt.

Willst Du die Schönheit Zoll für Zoll beschreiben,

So wirst Du noch vom Stehen müd zuletzt.

Robert.

Du spottest mein, das find' ich unerträglich,

Ich liebe sie!

Beguillen.

Gi Freund! So schnell, so schnell!

Robert.

Was stumm als Strom Paris durchzieht gemächlich,

Das sprudelt laut in der Provinz als Quell.

Ich liebe sie. Weiß ich sie nicht zu nennen,

So find' ich sie doch wieder in der Welt,

Und ist sie hier, so will ich sie erkennen,

Wenn sie sich auch verhüllet und verstellt.

Peguillen

(aufstehend).

Nun denn, gut Heil! So such' Dein Glück, und find es,
 Und führ' es rasch zum stillen Heimatsort,
 Doch bleibst Du hier, so halt es fest, und bind es,
 Denn wachsen ihm die Flügel, fliegt es fort!

(Robert erhebt sich ebenfalls.)

Es kommen vom Hintergrunde her: König Ludwig, Fouquet, Herzog von Beaufort, Cavois und viele Cavaliers. Unter den Masken: Marie Mancini, Adele Fouquet und Placide d'Altor.

Marie

(zum König, lachend).

Hier ist er, hier!

König

(zu Peguillen).

Nun, Freund, nicht bei den Damen?

Peguillen.

Beaufort begleitet' ich, der sich hier vergnügt!

König.

Laß ihn bewundern nur des Bildes Rahmen,
 Für Deinen Kunstsinu hat das nie genügt!

Marie.

Lieb-Peguillen sucht nur Originale,
 Jetzt schwärmt er für das Urbild, die Natur,
 Bewundert Park und Fest im Mondenstrahle —

Cavois.

Und zieht gewiß auf neuen Wildes Spur.

Placide.

Gut-Peguillen will sich, so sagt man jetzt,
 Zum Urzustand der Unschuld rückversetzen.

König.

Ei, Peguillen, Du siehst mich ganz entsetzt!
 Wann änderst Du Dich, um mich zu versöhnen?

Peguillen.

Sire, Ihr beliebt so oft Euch zu entsetzen,
 Ihr werdet Euch zuletzt daran gewöhnen!

Cavois

(leise zu Seaucour).

Der Freche darf dem König alles sagen.

Seaucour.

Zu jeder Zeit gewinnen nur, die wagen.

Marie

(neben ihm stehend, leise zu Seaucour).

Merkt Euch das eigne Wort, doch seid bedacht,
 Das Wagnis gilt so viel nicht als die Macht!

Seaucour.

Marie Mancini! Sieh, Dein Wort verräth Dich!

Marie

(die Maske lüftend).

Ich bin es. Seid für unsre Sache thätig!
(Sie tritt zum König, der mit einigen Damen spricht und lacht.)

Marie.

Der König lacht. Zeigt das dem Lande Frieden,
Zeigt es die Hoffnung neuer Siege an?

König.

Wenn wir Euch erst in unsern Rath beschieden,
Sind gern wir Eurer Weisheit unterthan.
Für jetzt laßt nur die gute Laune walten —

Placide.

Und trachtet, Euren Herrn zu unterhalten!

König.

Fouquet! Dein Gartenfest ist wirklich prächtig.

Fouquet.

Da Ihr es ziert, muß es wohl herrlich sein.
Sonst schiene jetzt mein Garten mitternächtlich,
Nun strahlt er mir im hellen Sonnenschein.
Denn, Sire, die Gnade, die Ihr mir gewähret,
Sie ist der Gnaden allerhöchstes Ziel!
Wenn ich zuviel vom Leben sonst begehret,
Nach dieser Stunde kenn' ich kein Zuviel.

Placide

(leise zu Adele).

Nein, wie Dein Vater spricht! Das mußt Du lernen!

Adele.

Wir wollen lieber uns von hier entfernen.

Placide.

Was fällt Dir ein? Mich hintergehst Du nicht.
Du hast ihn schon bemerkt — Du — leugne nicht!

Adele

(nach Robert blickend).

Er steht so stumm, steht so bescheiden dort.

Placide.

Ganz recht. Er ist noch neu an diesem Ort.
Ein jeder thue nur nach seinen Gaben,
Er gleicht nicht uns — die schon Erfahrung haben.

Altkirch

(zu Beaufort).

Rehrt Ihr schon morgen nach Paris zurück?

Beaufort.

Da, wo mein Herr weilt, muß auch ich verweilen.
Der König unterhält sich, Welch ein Glück!

Altkirch.

Thut er denn das nicht immer?

Beaufort.

Nun — zuweilen.

(Zu Seaucour.)

Was dieser deutsche Graf für Fragen thut!

Seaucour.

Das Fragen liegt den Deutschen so im Blut,
Doch suchen sie die Antwort oft vergebens,
Drum freu'n sie sich nicht so wie wir des Lebens.

Adele.

Ich spräch' ihn gerne an.

Placide.

Thu's schnell!

Adele.

Ach nein,

Ich wag' es nicht!

Placide.

Wie kann man schüchtern sein!

Adele.

Mir ist es schon genug, daß ich ihn sehe.

Placide.

So freue Dich genügsam seiner Nähe,
Bis eine andre Deinen Platz genommen —
Siehst Du? Die andre ist bereits gekommen.

Marie

(ist zu Robert getreten).

So ernst? Wen suchet Ihr mit diesen Mienen?
Glaubt Ihr vielleicht, daß sie gar nicht erschienen?

Robert.

Sie?

Marie.

Gure Dame.

Robert.

O, wenn ich sie sähe!

Marie.

Nun, ich versprech' Euch gern, daß es geschehe,
Doch weiß ich nicht, ob ich die Rechte meine,
Denn, Herr, Ihr liebt doch hoffentlich nur eine!

Robert.

Nur eine! Keine ist ihr zu vergleichen.

Marie.

So hoffet nur, sie heute zu erreichen!
Sie ist Euch nah und — näher, als Ihr denkt.

Robert.

O, wäret Ihr —

Marie.

Wenn Ihr Vertrauen schenkt,
So sagt mir erst, was Euch an ihr gefiel?
War's ihre Rede? Sprach sie nicht zuviel?
War's die Erscheinung? Oder, sagt, was war es?

Robert.

Beschreibung ist hier etwas Undankbares.
Die Rede war es nicht; sie sprach kein Wort —

Marie

(erschreckt).

Kein Wort?

Robert.

Gewiß!

Marie

(lauernd).

Ihr wart bei ihr nicht dort?

Robert.

Ah nein! Ganz flüchtig ist sie mir erschienen.

Marie

(nimmt die Maske ab, empört).

Dann suchet selbst, ich kann Euch nicht mehr dienen
(Tritt fort.)

Robert.

Marie Mancini! Was hab' ich gethan?
Jetzt wird es schlimm und fieng so gut erst an!

Altkirch

(im Gespräch mit Beaufort).

In meiner Heimat ist es anders eben.
Kein Intendant kann solche Feste geben.
Ich frage nur: woher nimmt er das Geld?

Beaufort

(abbrechend).

Der König winkt.

König.

Ihr Herren, wenn's gefällt,
So lassen wir Fouquet nicht länger warten,
Der unser Führer ist im Zaubergarten!

(Er gibt der Mancini den Arm. Alles wendet sich zum Gehen. Adele und Placide sind unter den letzten.)

Placide!

Nun, frisch gewagt!

Adele

(schüchtern zu Robert).

Mein Herr!

Robert

(erschrickt erst, dann beruhigt).

Das ist 'ne andre.

(Alle bis auf Robert, Adele und Placide sind links abgegangen. Die Musik ist verstummt.)

Adele.

Mein Herr —

Placide.

Verzeiht, wenn ich auch mit Euch wand're!

Die Dame hier hat Wichtiges Euch zu sagen

Und würde es allein mit Euch nicht wagen.

Robert

(für sich).

Wenn ich nur wüßte — ich bin schon ganz irre.

(Er bietet Adele den Arm.)

Placide.

Ich glaub', wir bleiben ferne dem Gewirre.

Die Laube hier voll duftumhauchter Rosen,

Sie gibt den besten Platz, um still zu kosen.

(Er setzt sich zwischen beide in die Laube.)

Robert

(für sich).

Das läßt sich besser an.

(Laut.)

Und nun, ich glaube,

Erfreuet Ihr durch Eure Rede mich,

Denn wie Ihr seht — wir sitzen in der Laube,

Und besser hört Euch keiner zu als ich.

Ihr schweigt noch, Maske? Wollet Ihr als Zeichen

Von Eurer Gnade nicht die Hand mir reichen?

Adele.

Wie dürft' ich das?

Placide.

Es ist ja nur die Hand.

Adele.

Nun — wenn Du meinst —

(Sie reicht ihm die Hand. Er küßt sie.)

Placide.

O Herr! Nicht zu galant!

Und Du, Verschämte, hast das stumm gelitten?

Adele.

Es ist ja nur die Hand.

Placide.

Das geht mit Riesenschritten.

Nun sagt, mein Herr: von dem, was Ihr erblickt,
Die wenigen Tage, die Ihr in Paris,
Was hat zumeist erfreut Euch und entzückt?
Sedoch die Wahrheit!

(Zu Adele.)

Nicht?

Adele.

Gewiß, gewiß!

Robert

(für sich.)

Ich werde mich wohl hüten auszulauern,
An die Mancini denk' ich noch mit Schauern.

(Eant.)

Des Königs Gnade ehrte mich vor allem.

Placide.

Natürlich. Und was hat Euch noch gefallen?

Robert.

Die Stadt Paris —

Placide.

Die Stadt Paris! Nur weiter —

Robert.

Das Schloß —

Placide.

Das Schloß! Nun, Ihr erzählt recht heiter.

Robert.

Die Schätze, die allda die Kunst vereint —

Placide.

Vielleicht auch daß bei Tag die Sonne scheint?
Wir kommen nicht vom Fleck, spricht Ihr gelehrt.

Adele.

Sah Ihr sonst nichts, was Eures Blickes wert?
Was Ihr zurück mögt ins Gedächtnis rufen?

Placide.

Entfinnt Ihr Euch nicht einer Treppe Stufen,
Auf der —

Robert.

Mein Gott!

Adele.

Mein Gott!

Placide.

Nun schrei'n sie beide.

So seid doch still, ich thu' Euch nichts zuleide!

Robert.

So waret Ihr die liebliche Gestalt,
Die Herrliche, die ich entzückt gesehen?

Placide.

Nun bricht er los.

Robert.

Der Schönheit Ulgewalt!
So waret Ihr's? O, wollet es gestehen!

Adele.

Wie dürft' ich das?

Placide.

Was bist Du zagen Sinnes!

Adele

(zu Placide).

Und wenn Du glaubst —

(Zu Robert.)

Ich war es, und ich bin es.

Robert.

O, laßt mich Euer Antlitz wieder schauen,
Die Larve fort, die neidisch es verhüllt,
Sie berge nicht die schönste aller Frauen —
Ich bitte fort und fort, bis Ihr's erfüllt!

Adele.

Wie könnt' ich das?

Placide

(sich umsehend).

Wir sind jetzt ganz allein.

Es geht.

(Sie winkt ihr zu und nimmt ihre Larve ab.)

Adele.

Nun — wenn Du meinst, so mag es sein!

(Demastirt sich ebenfalls.)

Robert.

Ihr seid das holde Bild, das mich entzückte,
Und das ich stets gesehen seit jener Stunde,
Mein Auge, das nur noch nach innen blickte,
Sah es gemalt auf meines Herzens Grunde.

Placide.

Laßt nur die Malerei dort nicht erblinden,
Und trachtet, daß wir sie stets ähnlich finden!

Robert.

Dich preis' ich, Glück, das mich bis jetzt begleitet
Und das zu Euren Füßen mich geleitet!

Adele.

Wenn's Euch erfreut, mich wieder hier zu sehen,
Dann, lieber Herr, will ich Euch gern gestehen,
Ich habe selbst im stillen mir gedacht,
Ich würde Euch hier treffen diese Nacht,
Ihr denket der noch, die Euch nicht vergaß!

Placide.

Aufrichtigkeit ist gut, jedoch mit Maß!
Mein Gott, Adele, wer hat Dich verwandelt?
Ich bin es jetzt, die schweigt, und sie, die handelt.

Robert.

Adele heißet Ihr! O, sagt mir mehr!
Sagt mir, wie werdet Ihr noch sonst genannt?

Adele.

Des Hauses Tochter bin ich, lieber Herr!
Fouquet, mein Vater, ist Euch ja bekannt.
Hier meine Freundin ist Placide d'Altor.

Placide.

Fürwahr, die Kleine wird ja immer dreister!

Robert.

Ich bin der Sohn des Herzogs von Beaufort.

Placide.

Vorstellung ohne Ceremonienmeister.

(Marie Mancini tritt leise im Hintergrunde auf und schleicht lauschend zur Laube.)

Robert.

Seit ich Euch kenne, kenne ich ein Ziel,
Nach dem ich ringen werde all mein Leben,
Ich weiß, ich wünsche mir des Glücks zu viel,
Und nur aus Gnade mag's der Himmel geben.

Placide.

Der Himmel droben schweigt dazu ganz still,
Er ist in Eure Herzen schon gefahren.

Adele.

Das Glück, das uns der Himmel schenken will,
Das werden wir erhalten und bewahren.

(Robert küßt wieder ihre Hand. Die Mancini geht leise ab nach rechts.)

Placide

(aufstehend).

Genug! Mir war's, als ob ein Kleid gerauscht.
Zum Glück ist niemand hier, der uns belauscht.

Adele.

Du täuschtest Dich, 's ist nichts.

Placide.

Zeit ist's, zu gehen.

Robert.

Auch ich hab' nichts gehört und nichts gesehen.

Placide.

Ihr hättet nichts gesehn und nichts vernommen,

Wenn hier ein Regiment vorbeigekommen.

Doch ich muß für Euch wachen, und drum fort!

Setzt hör' ich deutlich Menschentritte dort.

Adele.

Nun denn — lebt wohl!

Robert.

Leb' wohl, leb' wohl, mein Glück!

Du lässest einen Glücklichen zurück.

(Adele und Placide rechts im Vordergrund ab. Von links treten auf: Beauport, Altkirch und Peguillen, welcher eine Bonbonnière hält.)

Peguillen.

Es ist das Neueste.

Altkirch.

So — so — und heißt?

Seht, mein Gedächtnis ist so schwach geworden,

So stark ich mich auch sonst in allem fühle —

Doch Namen, die ich nicht behalten kann —

Seht, die vergeß' ich immer!

Peguillen.

Chocolade.

Altkirch.

Ganz recht, ganz recht — wie sagt Ihr?

Peguillen.

Chocolade.

David Chaillon darf's hier allein bereiten.

Altkirch.

Und hat's erfunden auch?

Peguillen.

Nachdem vor Zeiten

Er schon in Spanien sie genossen hat.

Wollt Ihr nicht kosten?

Altkirch.

Danke, ich bin satt.

Peguillen.

Der süße Kern gleicht nicht der schwarzen Schale.

Versucht's!

Altkirch.

Nein, nein, ich muß Euch nur gestehn,
Ich esse nie etwas zum erstenmale!

(Robert gewährend, zu Beaufort.)

Ah, Euer Sohn! Laßt mich ihn näher sehn! —
Ihr seid sehr jung noch.

Robert.

Ja, Herr Graf!

Altkirch.

Sabt Ihr

Auch schon davon gegessen, seit Ihr hier?

Robert.

Wie meint Ihr?

Altkirch.

Nun, wie heißt's doch?

Beaufort und Peguillen.

Chocolade.

Altkirch.

Ich weiß, ich weiß. Nun, wie gesagt, sehr jung.
Doch Euren Vater kenn' ich schon seit lange
Und lieb' ihn sehr.

(Zu Peguillen.)

Laßt es mich doch versuchen —
Es schmeckt ganz gut. — Merkwürdig, wie die Leute
Darauf verfallen, etwas zu erfinden!

Peguillen.

Nicht jeder thut das.

Beaufort.

Ich hab's nie gethan,
Und kein Beaufort wird je sich so vergessen.
Das Volk thut's!

Peguillen.

Wir — belieben es zu essen.

Beaufort.

Und das genügt.

Altkirch.

Was meint Ihr? Ein Glas Wein
Kann darauf nur von guter Wirkung sein.

Peguillen.

Darf ich, Herr Graf, zum Schenkisch Euch geleiten?
(Bietet ihm den Arm.)

Altkirch.

Halt! — Chocolade! Seht? Ich hab's behalten.
Nun, Euren Vater kannt' ich schon vor Zeiten.
Es schmeckt ganz gut. Lebt wohl! Auf Wiedersehn!

Peguillen

(leise zu Beaufort).

Er sprudelt heut' vor Geist, ich muß gestehn.
(Altkirch und Peguillen ab.)

Beaufort.

Nun sag', bist Du zufrieden, bist Du fröhlich?
Hast Du Dich unterhalten recht nach Lust?

Robert.

O, mehr als das, mein Vater, ich bin selig!
Ich möchte jubeln recht aus voller Brust!

Beaufort.

So juble, Kind, und willst Du mir erzählen,
Komm gleich zum Weibe, denn Du bist verliebt!

Robert.

Was sollt' ich, lieber Vater, Dir's verhehlen?
Ich kenn' ein Glück, das nur die Liebe gibt.

Beaufort.

Das war vorauszusehn, doch wird sich's geben,
Der Tag ist kurz, und lange ist das Leben.

Robert.

Nein, Vater, nein! Was ich für sie empfinde,
Ist wahr und meines Herzens tiefster Drang.
Wenn ich mich nicht auf ewig ihr verbinde,
So werd' ich elend sein mein Lebenlang.

Beaufort.

So spricht ein jeder Mann in Deinen Jahren.

Robert.

O, daß es ernst ist, sollt Ihr noch erfahren.

Beaufort.

Ei, ei, mein Kind, nun sprich, wer ist die Dame?
Du wählst vielleicht zu rasch, Du junger Thor!

Robert.

Adele Fouquet, mein Vater, ist ihr Name!

Beaufort.

Hoho! Bedenke, Du bist ein Beaufort!

Robert.

Bedenken will ich nichts und überlegen,
Es sprach mein Herz, und Ihr gebt mir noch recht.
Was nützte mir bei andern Euer Segen?
Sie wähle ich, sie zieret ihr Geschlecht.
Doch Ihr bedenk, da Ihr den Hof ja kennet,
Ob viele mächtig sind so wie Fouquet,
Ob man so leicht Euch einen Reichern nennet,
Ob er beim König nicht in Gnaden steh'!

Seht, was Geschmack und Pracht allhier vereinet,
Dem Königsschlosse gleicht das seine fast,
Er gibt ein Fest, der ganze Hof erscheint,
Und König Ludwig selber wird sein Gast!

Beaufort.

Nun, das ist wahr. Der König unterhält sich —
Es will bedacht sein, und ich sag' nicht nein.
Um die Fouquet bewirbt bald alle Welt sich —
Doch alles muß erst wohl erwogen sein.

Robert.

Mein Vater! O, wie glücklich macht Ihr mich!

Beaufort.

Nur nicht zu rasch! Noch hab' ich nichts versprochen.
Komm jetzt hinweg! Dort seh' ich langsam wandern
Den König, nur begleitet von zwei andern.
Er meidet die Gesellschaft wohl mit Grund,
Da darf man ihm begegnen nicht je kund:
Will man, daß Herrscher ungern uns vermissen,
Muß man sie rechter Zeit zu meiden wissen.

(Beaufort und Robert ab nach rechts.)

(Von links treten auf: Der König, Seaucour und Cavois.)

König.

War sie's?

Seaucour.

Es kann Olympia auch sein,
Die Schwester ist ganz so maskiert wie sie.

Cavois.

Olympia Mancini geht allein,
Und die Entfloh'ne ist gewiß Marie.
Sire, täuscht' ich je mich in so ernstern Fragen?

König.

Nein, Freund Cavois, wer wagte das zu sagen!
Sie weilt vielleicht noch irgendwo im Garten,
So geh, und such' sie unter allen Frauen!
Da wir in diesen Dingen Dir vertrauen,
So wollen wir Dich ruhig hier erwarten.

Cavois.

Ich bring' sie Euch lebendig oder todt.

König.

Lebendig, Freund Cavois, mehr thut nicht noth!

(Cavois ab.)

König

(zu Seaucour).

Nun — unterhalte mich!

(Er setzt sich, Seaucour steht vor ihm.)

Seaucour.

Das fällt heut' schwer.

Fouquet that schon so viel. Wer thäte mehr?
 Wetteifern seh' ich ihn an Glanz und Pracht
 Selbst mit der höchsten, selbst mit Curer Macht.

König.

Mein guter Freund, lernt Eure Worte messen!
 Beliebt's uns, reiche Diener auch zu haben,
 Bedenkt, sie wurden's nur durch unsre Gaben!
 Erfahrt Ihr das nicht selbst? Habt Ihr's vergessen?

Seaucour.

Wer könnte das? Doch hier — die Statuette,
 Die ein Gichhörnchen darstellt, fiel mir auf.

König.

Was soll der Scherz?

Seaucour.

Er hat doch Sinn, ich wette,
 Und eine Schrift steht auf dem Sockel drauf:
 „Quo non ascendam?“ Was erreich' ich nicht?

König.

Ei, das ist stark!

Seaucour.

Gichhörnchen ist's, das spricht.

Doch, Sire, wer kennt den König nicht als Herrn?
 Wer darf es wagen, sich mit ihm zu messen?
 Und thäte das vielleicht auch einer gern,
 Ein Wort — und er verschwindet, ist vergessen.
 Ein bloßer Laut, viel wen'ger als ein Wort,
 Sinnlos an sich, gewinnt durch Euch Gewicht;
 Ein bloßes „Hm“, glaubt mir, wirkt endlos fort
 Und wird bedeutend, wenn's ein König spricht!

König.

Du toller Mann, was kann ein „Hm“ wohl sagen?

(Fortsetzung folgt.)

**Berichtigung.**

Im Aufsatze „Die Kirche in Nieder-Öst“, 20. Band, ist Seite 204 statt „Amstmann“
 Amichtmann, Seite 205 statt „Volha“ Volza und statt „Střitus“ Střitec zu lesen.

Die Red.

K. k. Eisenbahnministerium.

Über seitens der Ungarischen Westbahn erhaltene Ermächtigung wird zur Kenntniss gebracht, dass bei der in Gegenwart eines k. k. Notars am 1. October 1896 stattgefundenen VII. Verlosung der Aprocentigen Schuldverschreibungen in Silber, Emission 1890, genannter Bahn-Gesellschaft planmäßig die Nummern 458, 1175, 1358 und 1359, das sind 4 Stück gezogen worden sind.

Der Nominalbetrag dieser verlostten Schuldverschreibungen wird vom 1. Jänner 1897 ab gegen Einziehung der Originalstücke mit allen nach diesem Termine fällig werdenden, zu den verlostten Schuldverschreibungen gehörigen Coupons und dem Talone ausbezahlt.

Mit 1. Jänner 1897 hört die weitere Verzinsung dieser Schuldverschreibungen auf, und wird daher der Wert der von denselben etwa abgetrennten, nach diesem Termine fällig werdenden Coupons von dem Einlösungsbetrage in Abzug gebracht.



Bei einigen galizischen Gerichten fanden in der letzten Zeit Strafverhandlungen statt, bei welchen sich herausstellte, dass mehrere Getreidehändler die für den Vermahlungsverkehr gewährten Frachtermäßigungen missbräuchlich erschleichen wollten, indem sie den k. k. Staatsbahnen Frachtbriefe über Getreidesendungen mit gefälschten Bestätigungsclauseln über angeblich erfolgte Vermahlung der importierten Getreidemengen präsentierten, während in Wirklichkeit das Getreide unvermahlen in den Handel gebracht worden war.

Aus diesem Anlasse wurde Simche Habermann in Rawa ruska wegen Verbrechen des versuchten Betruges gemäß §§ 197, 200 und 201 und 8 St.G. zu dreimonatlichem Kerker, verschärft mit einem Fasttage wöchentlich, vom Landesgerichte Lemberg verurtheilt und die Nichtigkeitbeschwerde des Genannten vom Obersten Gerichts- als Cassationshofe verworfen. Weiter wurde Simche Landesberg in Tarnopol vom Kreisgerichte Tarnopol wegen des gleichen Verbrechens zu einer einmonatlichen Kerkerstrafe verurtheilt. Einige analoge Strafproceffe sind noch im Zuge.



K. k. Österreichische Staatsbahnen.

Die dormalen nur für den Personen- und Gepäckverkehr eingerichtet gewesene Haltestelle Neu-Sandez Stadt der Linie Zwardoń—Neu-Sandez wurde am 1. November 1896 auch für den Eilgut-Verkehr eröffnet mit der Beschränkung, dass Eilgüter nur bis zum Gewichte von 50 kg pro Stück zur Expedition zugelassen werden.



Am 1. December l. J. wurde die zwischen den Stationen Piwniczna und Zegiestów in Kilometer 118 $\frac{2}{3}$ der Linie Tamów—Orlő gelegene Haltestelle Wierchomla für den Personen- und Gepäckverkehr eröffnet, und werden die fahrplanmäßigen Personenzüge Nr. 611, 613, 612 und 614 dortselbst Aufenthalt nehmen.

Die Localbahnlinie Tarnopol—Kopyczyńce mit den Stationen Strów-Berezowica, Proszowa, Mikulińce-Strusów, Trembowla, Dereniówka und Chorostków ward am 25. November 1896 dem öffentlichen Verkehre übergeben.

Hierbei gelangen sämtliche Stationen für den Gesamtverkehr mit vorläufiger Ausnahme von Sprengstoffen zur Eröffnung.

Von dem Eröffnungstage dieser Linie angefangen, wird der Personenverkehr bei den Güterzügen Nr. 1361 und 1372 der Strecke Stanisław—Husiatyn von Czortków bis Husiatyn verlängert.



Die Localbahnlinie Niklasdorf—Zuckmantel mit den Stationen Niklasdorf, Endersdorf und Zuckmantel ist am 31. October 1896 mit dem Zuge Nr. 1155 dem öffentlichen Verkehre übergeben worden.

Hierbei gelangen die Stationen Niklasdorf, Endersdorf und Zuckmantel für den Gesamtverkehr zur Eröffnung.



Die Localbahn Mähr.-Budwitz—Jamnitz mit den Stationen Třebelowitz und Jamnitz und den Haltestellen Jaskau und Dieditz wurde am 9. November dem öffentlichen Verkehre übergeben. Hierbei gelangen die Stationen Třebelowitz und Jamnitz für den Gesamtverkehr, die Halte- und Laestelle Dieditz für den Personen-, Gepäck- und Eilgutverkehr sowie für den Güterverkehr in Wagenladungen, die Haltestelle Jaskau für den Personen- und Gepäckverkehr zur Eröffnung. Der Betrieb wird von den k. k. Staatsbahnen geführt, und ist diese Linie der k. k. Staatsbahndirection Wien unterstellt.



Magyar-Horvát tengeri gőzhajózási részvénytársaság Fluméban. — Ugarsko-Hrvatsko dioničko pomorsko parobrodarsko društvo u Rieci.
Ungarisch-Croatische See-Dampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft in Fiume.

Fahrordnung

giltig vom 1. November 1896 bis zur neuen Verfügung.

Fahrten nach Dalmatien.

Einfahrt		Fiume-Cattaro A.		Rückfahrt	
Wittw.	10 ^{1/2} Wm.	Ab Fiume	An	Smst.	2**)
"	5 Wm.	An Zara	An	"	7 ^{1/2} Wm.
"	6 —	Ab Spalato	An	"	11 —
Winst.	8 ^{1/2} Wm.	An Gravosa	An	Freitag.	11 —
"	9 ^{1/2} Wm.	An Cattaro	Ab	"	3 —
"	1 —			Freitag.	10 ^{1/2} Wm.

*) Anfahrts mit dem Gänge aus Dabapest—Ugram 6.15 und aus Wien 9.50 Vormittags.
 **) Anfahrts mit dem Postkage nach Wien und Triest 4.25 Nachm.; Anfahrts mit dem Gänge nach Wien 7.35 und mit dem Gänge nach Ugram—Dabapest 5.30 Abds.

Einfahrt		Fiume-Metkovic.		Rückfahrt	
Mont.	10**)	Ab Fiume	An	Freitag.	4**)
Winst.	8 ^{1/2} Wm.	An Zara	An	"	7 ^{1/2} Wm.
"	9 ^{1/2} Wm.	Ab Spalato	An	Winst.	11 —
"	12 —	Ab Makarska	An	"	2 —
		Ab Trapano	An	"	1 —
		Ab Metkovic	Ab	"	10 —

*) Anfahrts mit dem Postkage aus Dabapest—Ugram 6.45 und mit dem Gänge aus Wien 9.02 Abds.
 **) Anfahrts mit dem Postkage nach Wien und Triest 4.25 Nachm., mit dem Gänge nach Wien 7.35 und mit dem Gänge nach Ugram—Dabapest 5.30 Abds.
 1) Anfahrts mit dem Postkage nach Metkovic 10. — Vormittags.
 2) Anfahrts mit dem Postkage aus Metkovic 6.55 Vormittags.

Einfahrt		Fiume-Cattaro.		Rückfahrt	
Winst.	9 ^{1/4} Wm.	Ab Fiume	An	Winst.	4 ^{1/4} Wm.
Freitag.	6 ^{1/2} Wm.	An Zara	An	Winst.	7 ^{1/4} Wm.
"	7 ^{1/2} Wm.	Ab Sebenico	An	"	8 ^{1/4} Wm.
"	11 ^{1/2} Wm.	An Traù	An	"	12 ^{1/4} Wm.
"	4 ^{1/4} Wm.	An Spalato	An	"	7 ^{1/2} Wm.
"	5 ^{1/2} Wm.	An Zafina	An	"	6 —
Smst.	7 —	An Bol	An	"	11 —
"	6 ^{1/4} Wm.	Ab Gessa	An	"	9 ^{1/2} Wm.
"	8 ^{1/4} Wm.	Ab Giffavec.	Ab	"	4 ^{1/2} Wm.
"	9 ^{1/2} Wm.	Ab Siffa	An	"	5 ^{1/4} Wm.
"	10 ^{1/4} Wm.	Ab Gurgula	An	"	11 ^{1/4} Wm.
"	11 ^{1/4} Wm.	An Ragusa	An	"	10 ^{1/2} Wm.
"	13 ^{1/2} Wm.	An Gafet.	An	"	9 ^{1/2} Wm.
"	1 ^{3/4} Wm.	An Anono	An	"	8 ^{1/4} Wm.
"	3 ^{1/4} Wm.	An Teodo	An	"	7 ^{1/2} Wm.
"	3 ^{1/2} Wm.	An Mifano	An	"	6 ^{1/4} Wm.
"	4 —	An Perasto	An	"	6 ^{1/2} Wm.
"	4 ^{1/2} Wm.	An Peragnano	An	"	6 —
"	5 —	An Cattaro	Ab	"	5 ^{1/4} Wm.
"	5 ^{1/2} Wm.			"	5 ^{1/4} Wm.
"	5 ^{1/2} Wm.			"	5 ^{1/4} Wm.
"	6 —			"	5 ^{1/4} Wm.

*) Anfahrts mit dem Gänge aus Dabapest—Ugram 6.45 und mit dem Gänge aus Wien 9.02 Abds.
 **) Anfahrts mit dem Postkage nach Wien und Triest 5.30 Abds., mit dem Schiffe nach Wien 7.50 und dem Postkage nach Ugram—Dabapest 10.15 Vormittags.

Einfahrt		Fiume-Lussino-Spalato-Brazza.		Rückfahrt	
Freitag.	7 —	Ab Fiume	An	Winst.	7 ^{1/4} Wm.
"	8 —	Ab Lussino	An	"	1 ^{1/4} Wm.
"	10 —	Ab Spalato	An	Mont.	10 ^{1/4} Wm.
Smst.	10 ^{1/2} Wm.	An Setae	An	"	10 —
"	5 —	An Zara	An	"	7 —
"	9 ^{1/2} Wm.	Ab Sebenico	An	"	6 —
"	11 —	An Traù	An	"	11 ^{1/2} Wm.
"	2 ^{1/2} Wm.	Ab Zafina	An	"	9 ^{1/2} Wm.
"	3 ^{1/2} Wm.	Ab Bol	An	"	8 —
"	4 ^{1/2} Wm.	Ab Gessa	An	"	7 ^{1/4} Wm.
"	5 ^{1/4} Wm.	Ab Giffavec.	Ab	"	6 ^{1/4} Wm.
"	6 —	Ab Spalato	An	"	5 ^{1/4} Wm.
Smst.	6 —	Ab S. Pietro	An	Smst.	4 ^{1/2} Wm.
"	7 —	An S. Pietro	An	"	8 ^{1/2} Wm.
"	7 ^{1/2} Wm.	An Pofire	An	"	2 ^{1/4} Wm.
"	8 ^{1/2} Wm.	An Pucisè	Ab	"	1 ^{1/4} Wm.
"	9 ^{1/4} Wm.			Smst.	11 —

*) Anfahrts mit dem Gänge aus Dabapest—Ugram 6.45 und mit dem Gänge aus Wien 9.02 Abds.
 **) Anfahrts mit dem Postkage nach Wien und Triest 5.30 Abds., mit dem Schiffe nach Wien 7.50 und dem Postkage nach Ugram—Dabapest 10.15 Vormittags.



des

Oesterreichischen Lloyd, Triest.

Fahrten ab Triest:

Nach Ostindien, China u. Japan. Eilsfahrt nach Bombay am 3. jedes Monats um Mittag über Brindisi, Port Said, Suez und Aden. Anschluss in Bombay nach China und Japan.

Nach Shanghai und Kobe am 20. jedes Monats um 4 Uhr Nachm. über Port Said, Suez, Aden, Kurragee, Bombay, Colombo (Anschluss nach Madras und Calcutta), Penang, Singapore und Hongkong. Durchfrachten nach den wichtigsten Häfen von Indien, China, Japan, Australien und Ost-Afrika.

Nach Brasilien am 31. October und 10. November 1896 mit Berührung von Fiume, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro und Santos.

Nach Ägypten. Eilsfahrt jeden Mittwoch um Mittag nach Alexandrien über Brindisi. Überschiffung in Alexandrien nach Port Said, Syrien bis Constantinopel.

Nach der Levante. Eilsfahrt nach Constantinopel jeden Donnerstag um 11 Uhr Früh über Brindisi, S. ti Quaranta, Corfu, Patras, Piräus und Dardanellen. Mit Verlängerung nach Ineboli, Samsun, Kerassund, Nizeh, Trapezunt und Batum einerseits, nach Odessa andererseits. Überschiffung in Constantinopel nach Kustendje.

Nach Thessalien bis Constantinopel jeden Sonntag (eine Woche über Albanien, die andere über Fiume) mit Berührung von Corfu, Piräus u. Mit Verlängerung bis Odessa.

Nach Smyrna jeden Sonntag (eine Woche über Fiume, die andere über Albanien) mit Berührung der Ionischen Inseln, Candien, Bathy, Eschsmé und Rhios.

Nach Dalmatien jeden Mittwoch und Samstag 7 Uhr Früh bis Metkovich; jeden Donnerstag $\frac{1}{2}$ 1 Nachm. bis Cattaro [Gillinie]; endlich jeden Dienstag und Freitag 7 Uhr Früh bis Cattaro [Warenlinie].

Nach Venedig jeden Montag, Mittwoch, Freitag um Mitternacht.



Ohne Haftung für die Regelmäßigkeit des Dienstes bei Contumazmaßregeln.



Nähere Auskunft bei der **Commerziellen Direction** in Triest, bei der **General-Agentur** in Wien, I. Freisingergasse 6, und bei den übrigen Agenturen.